

Mitropa 2014

Jahresheft des
Geisteswissenschaftlichen Zentrums
Geschichte und Kultur
Ostmitteleuropas (GWZO)



GWZO

Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
an der Universität Leipzig



Das Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig versteht seinen Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« nicht als einen fest umrissenen geographischen oder politischen Raum, sondern als ein historisches Regionalkonzept: Wo Ostmitteleuropa beginnt und endet, ist eine Frage der Betrachtungsweise, der Epoche und der Perspektive. Die Beweglichkeit des Konzepts ist seine Stärke.

Beweglichkeit zeichnet auch die am GWZO betriebene Forschung aus, deren Projektstruktur es erzwingt, konstant Neues zu entwickeln, vertraute Paradigmen zurückzulassen. Und mobil sind schließlich die Mitarbeiter des Hauses, die zwischen Leipzig und den ostmitteleuropäischen Archiven, Grabungsstätten und Museen pendeln, teils von dort stammen oder als Gastwissenschaftler in »Specks Hof« arbeiten.

Mitropa, das Akronym der Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft signalisiert Bewegung und Vernetzung; es steht für historischen Wandel wie Kontinuität.

1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa seinerzeit ein imperiales Unternehmen. Später fuhr es für die Nationalsozialisten – und beförderte die Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Es bediente SED-Funktionäre, polnische Dissidenten, tschechische Underground-Künstler und manchen Pionier des Nachwende-Kapitalismus: eine vielschichtige, ambivalente Geschichte.

Der Name *Mitropa* steht also für die Dynamik des Forschungsspektrums, dem sich das GWZO seit 1996 widmet: Geschichte und Kultur der Landstriche zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart, der immer wieder neu zu erkundenden, neu zu unseren Europa-Imaginationen beitragenden Geschichtsregion »Ostmitteleuropa«.

2 Editorial

Mit **eigenen Augen**

4 Wetteifern um die Erinnerung

Die Leipziger Völkerschlacht und ihre Denkmäler

CHRISTIAN FORSTER

Leseproben

8 Ungarns neues »Familiensilber«

Der Seuso-Schatz

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA

13 »Silber, so wohlfeil wie Stroh«

Der Reichtum der Piasten

MATTHIAS HARDT

20 Instrumente imperialer Politik?

Eisenbahnen in Ostmitteleuropa
im 19. Jahrhundert

UWE MÜLLER

25 »Nichtphilosoph« und nicht einmal »Fasthistoriker«

Über Jan Masaryk (1886–1948)

FRANK HADLER

30 Wider die deutsche Barbarei

Kunstgeschichte im besetzten Polen
während des Zweiten Weltkrieges

AGNIESZKA GAŚSIOR

35 Fülkefor I. und das Land Marias

Lajos Parti Nagy persifliert die Verhältnisse
im Orbán-Staat

STEPHAN KRAUSE

Journal

40 Eisenbahn trifft Blutgräfin

Impressionen aus dem Waagtal

UTE RASSLOFF

Fundstücke

48 Graffiti und Davidstern

MICHAEL G. ESCH

50 Eine rätselhafte Rundkirche

MARINA DMITRIEVA

53 Ein Kriegsfilm der anderen Art

LARS KARL

Wissenschaft & Öffentlichkeit

55 Fantastische Welten

Albrecht Altdorfer und das Expressive
in der Kunst um 1500

SUSANNE JÄGER

Forschung 2013

60 Ziele

61 Ansätze

64 Perspektiven

65 Oskar-Halecki-Vorlesung

66 Projekte

68 Veranstaltungen

70 Publikationen

72 Abbildungsnachweise

Impressum

Editorial

Den Forschungen des GWZO liegt die geschichtsregionale Konzeption »Ostmitteleuropa« zugrunde, die gleich »benachbarten« mesoregional-historischen Analysemodellen wie »Südosteuropa«, »Nordosteuropa« und »Osteuropa« in den vergangenen hundert Jahren im Rahmen der deutsch(sprachig)en historischen Teildisziplin der Osteuropäischen Geschichte entwickelt wurde. Der Untersuchungsrahmen »Geschichtsregion« ist dabei ein heuristischer Kunstgriff, mittels dessen nicht-territorialisierte, aber epochal eingegrenzte historische Mesoregionen staaten-, gesellschaften-, nationen- oder gar zivilisationenübergreifender Art zur Arbeitshypothese vergleichender Forschung genommen werden, um spezifische Cluster von Strukturmerkmalen langer Dauer zu ermitteln und voneinander abzugrenzen. Nicht die einzelnen Merkmale sind dabei einzigartig und somit clusterspezifisch, sondern ihre jeweilige Kombination.

Die Konzeptualisierung des geschichtsregionalen Ansatzes geschah dabei in intensivem Austausch mit den Nationalhistoriographien der Osthälfte Europas. Namen wie Oskar Halecki, Gheorghe Ion Brătianu, Jenő Szűcs und Miroslav Hroch, desgleichen

Klaus Zernack, Mathias Bernath oder Hans Lemberg sind hier zu nennen. Diese in doppeltem Sinne ost(mittel)europäische Genese hat lange Zeit eine Weiterentwicklung zu einer jetzt gleichsam entregionalisierten Theorie mittlerer Reichweite namens »Geschichtsregion« gebremst. Seit dem Epochenjahr 1989 aber greifen Ost(mittel)europahistoriker zunehmend gesamteuropäische, transkontinentale und globale Fragestellungen auf, und vor allem deutsche Sozial-, Regional-, Europa- und Welthistoriker entdecken das analytische Potential des geschichtsregionalen Ansatzes. Neuzeithistoriker wie Jürgen Kocka, Hannes Siegrist oder Jürgen Osterhammel tun dies, desgleichen Mediävisten wie Bernd Schneidmüller. Aber auch auf internationaler Ebene werden die Ergebnisse der Ostmitteleuropa-Historiographie geschichtsregionaler Provenienz rezipiert. Der britische Soziologe Gerard Delanty hat in seinem 2013 erschienenen Buch *Formations of European Modernity. A Historical and Political Sociology of Europe* unter Bezug auf etliche der genannten Autoren »eine sechsteilige Klassifizierung zur Erfassung der Diversität von Europas historischen Regionen« aufgestellt und dabei neben »Nordwest-Europa, Mittelmeer-Europa und Zentraleuropa« auch »Ostmitteleuropa, Südosteuropa und Nordosteuropa« identifiziert.

Was für Historiker gilt, gilt im selben Maße auch für Kunsthistoriker und Literaturwissenschaftler. So haben der aus Rumänien stammende Brite Marcel Cornis-Pope und der US-Ungar John Neubauer unlängst das vierbändige Kompendium *History of the Literary Cultures of East-Central Europe. Junctures and Disjuncture in the 19th and 20th Centuries* vorgelegt, das sich nicht zufällig breit auf Forschungsergebnisse des GWZO stützt.

Das GWZO, das von Klaus Zernack gegründet wurde, dessen Jahresvorlesung nach Oskar Halecki benannt ist und dem Hannes Siegrist seit Langem als Beirat verbunden ist, wird sich auch weiterhin dem »Export« der geschichtsregionalen Konzeption »Ostmitteleuropa« im Besonderen wie dem international-transdisziplinären Dialog über mesoregional-historische Analysemodelle im Allgemeinen widmen.



Die Transfererfolge der letzten Jahre sind dabei Ermutigung und Bestätigung zugleich.

Neben der Metaebene sei aber auch die Praxis beleuchtet. Dass historische Jubiläen sowohl die staatliche Geschichtspolitik als auch die zivilgesellschaftliche Erinnerungskultur maßgeblich prägen, ist ein Allgemeinplatz. Für etliche geisteswissenschaftliche Disziplinen resultiert das häufig in einer Vereinnahmung, die deren Forschungsaufgaben nicht immer förderlich ist. Ja, in multiplen Gedenkjahren wie 2014 kann es zu Überlastungserscheinungen kommen. Im Vergleich dazu war das Jahr 2013 deutlich ruhiger – außer natürlich in Leipzig, wo nicht nur der 200. Jahrestag der Völkerschlacht, sondern auch das hundertjährige Jubiläum der Einweihung des diesem Ereignis gewidmeten Monumentaldenkmal begangen wurde. Seiner lokalpatriotischen Pflicht zum Mitfeiern hat sich das GWZO unerschrocken gestellt und seine Jahrestagung 2013 dem Thema *Das Jahr 1813, Ostmitteleuropa und Leipzig. Die Völkerschlacht als (trans)nationaler Erinnerungsort* gewidmet. Ein Ergebnis davon ist Christian Forsters Photostrecke *Wetteifern um die Erinnerung. Die Leipziger Völkerschlacht und ihre Denkmäler* in diesem Heft, ein weiteres wird ein die Jahrestagung dokumentierender Band sein. Während in der Rubrik »Leseprobe« Frank Hadler

an den vor sechseinhalb Jahrzehnten zu Tode gekommenen tschechoslowakischen Außenminister Jan Masaryk erinnert, präsentiert Michael G. Esch ganz jubiläumsfrei ein polnisches Hooligan-Graffito als »Fundstück«, das seiner exakten Datierung derzeit noch harrt. Im systematischen Teil »Ansätze« schließlich zeichnet Christian Zschieschang die Leitlinien der onomastischen Forschung am GWZO nach.

Last but not least sei auf ein weiteres rundes Jubiläum verwiesen: Die vorliegende *Mitropa*-Ausgabe ist die fünfte des GWZO-Jahresheftes, das auf die Initiative von Alfrun Kliems, heute Professorin für Westslawische Literaturen und Kulturen in Berlin, zurückgeht. Dass sich diese Publikation innerhalb wie gerade auch außerhalb der Ostmitteleuropaforschung stark zunehmender Beliebtheit erfreut, ist vor allem der inhaltlichen Betreuung durch die GWZO-Fachkoordinatorin für Literaturwissenschaft Christine Gölz und der professionellen Gestaltung durch den Designer Severin Wucher zu verdanken.

STEFAN TROEBST
Stellvertretender Direktor des GWZO



4 Mit eigenen Augen

gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus den Beobachtungen analytische Texte werden.

Wetteifern um die Erinnerung

Die Leipziger Völkerschlacht und ihre Denkmäler

CHRISTIAN FORSTER

Es fällt schwer, die Symbolik des monumentalen Leipziger Völkerschlacht-denkmals nicht an den Worten der Häme und aggressiven Deutschtümelei zu messen, die in den Denkschriften des Erbauers und damaligen Eigentümers, des Deutschen Patriotenbundes, überliefert sind. Die Betonpyramide mit Granitporphyrverkleidung gibt vor, die Zigtausende und mehr Soldaten zu ehren, die bei den Kämpfen um Leipzig zwischen dem 14. und dem 19. Oktober 1813 starben. ^{Abb. 1} Doch die auftrumpfende Größe des Denkmals gilt nicht der ungeheuren Menge der Gefallenen, sondern zielt auf Überwältigung der Besucher. Dass hinter dem Bauwerk der Anspruch stand, der Toten zu gedenken, legen die Sonderausgaben der Zeitungen am Einweihungstag nahe; sie druckten zeitgenössische Beschreibungen vom Elend in den Lazaretten, dem massenhaften Sterben und den Grabschändungen durch frierende Kriegsgefangene ab. Da jene Gefallenen aber stets zu Helden und Märtyrern für die deutsche Sache stilisiert werden, erscheint das Nebeneinander von Augenzeugenbericht und patriotischer Sinngebung aus heutiger Sicht keineswegs wie ein Appell an die Pietät der Nachgeborenen, sondern als redaktioneller Kniff. Mit ihm wurde beim Jubiläumsgast und Zeitungsleser ein heiliger Schauer erzeugt und eine Stimmung angeheizt, die kaum ein Jahr darauf kriegsbegeisterte Freiwillige hervorbringen sollte.

Abb. 1 Das Völkerschlachtdenkmal, davor Walter Arnolds Widerstandskämpfer, 1948. Leipzig



Abb. 2 (links)

Gedenkstein für 1899 umgebettete Gefallene. Leipzig, Nordfriedhof



Abb. 3 (rechts)

Napoleonstein, 1857. Leipzig, An der Tabakmühle/ Friedhofsweg





Die sogenannte Krypta wurde dem Denkmal dann auch erst nachträglich eingeplant. Anlass hierzu war die Umbettung von Toten auf den Nordfriedhof im Oktober 1899. Man war beim Bau des Gaswerks in Eutritzsch und nicht etwa

beim Bau des Völkerschlachtdenkmals, an dessen Standort keine Kämpfe getobt hatten, auf ein Massengrab gestoßen. ^{Abb. 2}

CHRISTIAN FORSTER bebilderte mit seinem Material den Vortrag *Das Jahr 1813. Ostmitteleuropa und Leipzig. Die Völkerschlacht als (trans)nationaler Erinnerungsort* auf der Jahrestagung des GWZO im Oktober 2013. Der Kunsthistoriker ist Teil einer Projektgruppe, die das Repräsentationsverhalten geistlicher und weltlicher Fürsten in Ostmitteleuropa (13.–16. Jh.) untersucht. Mit Imre Takács gibt er den 2. Band (1000–1350) des *Handbuchs zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa* heraus.

Die Denkmalbauer werteten den Sieg über Napoleon als Geburtsstunde der deutschen Nation. Schon die Topographie wurde auf diese Interpretation verpflichtet, indem das Völkerschlachtdenkmal mächtig hinter dem Napoleonstein aufragt, der zu den ältesten Erinnerungsmalen an die Schlacht zählt. Er zeigt an, wo sich der Befehlsstand Napoleons befand, bevor er den Rückzug anordnete. ^{Abb. 3}

Bis zum 100. Jahrestag waren in und um Leipzig Stadt nur solche steinerne Male aufgestellt worden, die an bedeutende Einzelgefechte, gefallene Offiziere oder Feldherrnposten erinnerten. Theodor Apel hatte den Versuch unternommen, die Schlacht um

Leipzig als Vorgang begreiflich zu machen und mit 44 Steinen Truppenverbände Napoleons und der Verbündeten und die Orte ihres Aufeinandertreffens im Feld zu markieren. **Abb. 4** Als man das Völkerschlachtdenkmal plante, hatte man wohl gehofft, dass der Koloss den Schlusspunkt baulicher Zeichen bilden würde, um die völkische Deutung des Geschehens von 1813/14 auch den kommenden Generationen verbindlich zu machen. Doch bis zu seiner Einweihung im Oktober 1913 hatte es eine zweifache Konkurrenz bekommen. Gegen die Neigung der Veranstalter,

Abb. 4 Apfelstein
Nr. 32. Leipzig,
Monarchenhügel



Abb. 5 (links)
Die russische Sankt-
Aleksij-Gedächtnis-
kirche. Leipzig

Abb. 6 (oben)
Österreicher-
Denkmal. Leipzig,
Standort
Holzhausen

die militärische Rolle Russlands und Österreichs im Nachhinein zu marginalisieren, trat im Zarenreich eine private Initiative auf, die einen nationalen Gedenkort in Leipzig forderte. In Österreich-Ungarn hingegen reagierte man in dieser Sache interessanterweise auf einen Vorschlag aus Sachsen. Binnen kürzester Frist entstanden die St. Aleksij-Gedächtniskirche und die fünf Österreicher-Denkmale. **Abb. 5 / 6**

Ein komplexes Ereignis wie die Völkerschlacht musste zwangsläufig eine vielfältige Erinnerungskultur in Gang setzen. Sie ist facettenreicher, als es das Völkerschlachtdenkmal, welches das Stadtbild so stark prägt, auf den ersten Blick vermuten lässt. **Abb. 7–9**



Abb. 7
Kolmberg-Denkmal,
1856. Leipzig



Abb. 8 Findling auf
einem Gefallenengrab. Güldengossa bei
Leipzig, Schlosspark



Abb. 9
Wegweiser »Südliches
Schlachtfeld«. Leipzig-
Liebertwolkwitz

geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeitern oder Gastwissenschaftlern zurück, auf Vorträge, Monographien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA

Ungarns neues »Familiensilber«

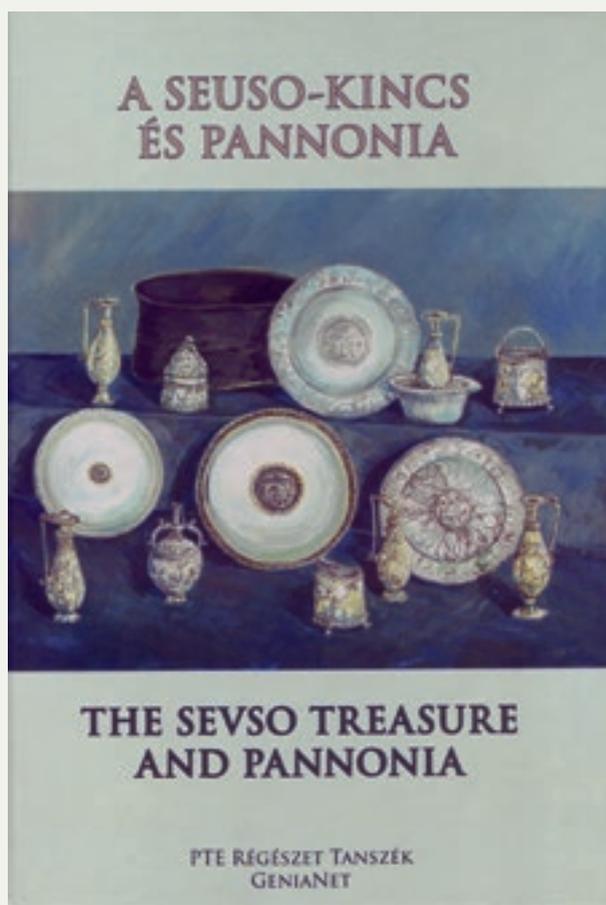
Der Seuso-Schatz

Als »Ungarns Familiensilber« bezeichnete Viktor Orbán einen Satz römischen Tafelgeschirrs aus Silber,¹ den er auf einer Pressekonferenz am 26. März 2014 – kurz vor den Parlamentswahlen – der Öffentlichkeit präsentierte. Die acht durch die ungarische Regierung angekauften Exemplare gehören zum sogenannten Seuso-Schatz aus dem 4. Jahrhundert, ^{Abb. 1} um dessen Auffindungsort und den damit verbundenen Rechtsanspruch seit den frühen 1990er Jahren ein heftiger juristischer Streit geführt wird. Als umstritten gilt die Herkunft der Silberfunde. Mit der Provenienzfrage ist auch der Anspruch verbunden zu beweisen, dass es sich bei diesem Fundkomplex um eine Neuentdeckung handelt.

Ungereimtheiten waren bereits 1984 in Los Angeles aufgefallen, als die im internationalen Kunsthandel aufgetauchten Funde an das dortige Getty-Museum veräußert werden sollten. Deshalb deponierte man die Stücke – insgesamt 14 Gefäße und Platten sowie ein Kupferkessel – vorübergehend bei einer Stiftung und bot sie erst 1990 erneut zum Kauf an. Kaum waren die Bilder für die Sotheby's-Auktion in New York veröffentlicht,² erklärten zuerst der Libanon, danach Jugoslawien (nach 1993 Kroatien) und schließlich Ungarn ihren Anspruch auf diese besondere Entdeckung. Aus Ungarn wurden sowohl archäologisch-wissenschaftliche Argumente als auch

Ergebnisse einer polizeilichen Spurensuche vorgebracht, die belegen sollten, der Fundort habe innerhalb der eigenen Landesgrenzen gelegen. Der Libanon zog seine Forderungen noch während der Verhandlungen zurück, den Argumenten Ungarns und Kroatiens wurde beim Prozess kaum

Abb. 1 *A Seuso-kincs és Pannónia* (Der Seuso-Schatz und Pannonien, 2012), Deckblatt





Beachtung geschenkt, vielmehr räumte das Gericht die Rechte auf den Schatz zunächst der erwähnten Stiftung ein.³

Die krimireifen Ermittlungen der ungarischen Polizei zu den Umständen der Auffindung liefern nun allerdings wichtige Beweise dafür, dass der Schatz in Ungarn, in der ehemaligen römischen Provinz Pannonien, nordöstlich des Plattensees entdeckt worden sein muss.^{Abb. 2} Der vermutliche Finder Pál

Sümegeh hatte den Schatz offensichtlich in seinem Weinkeller bei Polgárdi versteckt gehalten, wo er selbst 1980 erhängt aufgefunden wurde. Nachbarn und Freunde bei der Armee – Sümegeh leistete damals gerade seinen Wehrdienst ab – konnten sich an Äußerungen erinnern, die auf die Entdeckung »eines besonderen Fundes« hinweisen.

Der zunächst als Selbstmord verbuchte

Abb. 2 Das spät-römische Pannonien, 4. Jahrhundert. Der vermutete Fundort des Silberschatzes bei Polgárdi sowie der Grabungsort Szabadbattyán

Vorfall wurde zehn Jahre später erneut untersucht, um eine mögliche gewaltsame Einwirkung Dritter bei diesem Todesfall zu klären. Dabei dokumentierte man am Boden des Kellers eine kreisförmige Verfärbung, die genau

der Größe des Kupferkessels entsprach, der mit den Silbergefäßen zusammen in den USA zum Verkauf stand. Die Erdpartikel am Kessel, die man bei den Gerichtsverhandlungen untersuchen ließ, zeigten zudem Übereinstimmungen mit der Bodenprobe aus der Grube.⁴

Die pannonische Provenienz des Seuso-Schatzes konnte zusätzlich durch archäologische Analysen untermauert werden, deren Ergebnisse vor Kurzem in dem hier abgebildeten Band zusammengefasst worden sind.⁵ Auf dem Mittelmedaillon der sogenannten *Seuso-Platte* befindet sich die Aufschrift »Pelso«, die lateinische Bezeichnung für den Plattensee.^{Abb. 3} Darüber hinaus umfasst eine Inschrift das Medaillon, die einen Personennamen keltischen Ursprungs als Teil einer Widmung enthält. Der dort genannte Seuso dürfte demnach der einstige Besitzer dieses und der weiteren Gefäße gewesen sein.⁶

Der Fundort ließ sich mithilfe archäologischer Untersuchungen zudem weiter eingrenzen. Bereits 1878 hatte man bei Polgárdi – in der Nähe des Weinkellers von Sümegeh – ein Silberobjekt entdeckt: einen Ständer, einen sogenannten *quadripus*. Er muss ursprünglich zu einem Satz römischen Tafelgeschirrs gehört haben, seine stilistischen Merkmale verbinden ihn in mehrfacher Hinsicht mit den heute bekannten Funden des Seuso-Schatzes.⁷ (s. Kasten auf S. 11)

Etwa 5 km nordöstlich der Fundstelle des Ständers, in Szabadbattyán,^{Abb. 2} werden außerdem seit 1993 die Überreste einer römischen Siedlung bzw. Villa ausgegraben. Den Kern bildet ein etwa 13.000 m² großer Peristylbau, errichtet zu Beginn des 4. Jahrhunderts, der mit Heizanlagen, Wandmalereien und Glasfenstern ausgestattet war; ein möglicher und würdiger Wohnort für den Besitzer eines Silbergeschirrs wie der Seuso-Schatz. Vom Ende der Villa und ihrer Nutzung zeugen Schuttschichten, verscharrte menschliche Überreste und verkohltes

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA

forscht als Archäologin in der GWZO-Projektgruppe »Kontinuität und Diskontinuität des Christentums an der mittleren und unteren Donau zwischen Spätantike und hohem Mittelalter«. Ihre letzte, gemeinsam mit PÉTER STRAUB herausgegebene Buchpublikation versammelt neue archäologische Forschungsergebnisse über *Mensch, Siedlung und Landschaft im Wechsel der Jahrtausende am Balaton* (2014).

Getreide. Die gewaltsame Zerstörung datiert in das letzte Viertel des 4. Jahrhunderts und wird mit dem quadisch-sarmatischen Barbareneinfall im Jahre 374 in Verbindung gebracht. Im Zuge dieses Militärszugs könnte also der Seuso-Schatz vergraben worden sein.⁸

Spätantike Silberschätze sind auch aus anderen Teilen Europas bekannt, z. B. aus Kaiseraugst (Augusta Raurica/Schweiz) oder aus Vinkovci (Cibale/Kroatien),⁹ auch sie wurden teilweise aufgrund feindlicher Überfälle deponiert und versteckt. Die Bestandteile des Seuso-Schatzes umfassen neben Serviceplatten, Kannen und Amphoren auch *situlae* (Eimer) und Toilettenbestandteile, es fehlen aber Löffel, Becher und Schüsseln sowie Münzen.¹⁰ Neben der *Seuso-Platte* selbst sind drei weitere Serviceplatten bekannt, die nach den Darstellungen in ihren Mittelmedallions als *geometrische*, *Meleagros-* und *Archilles-Platte* bezeichnet werden und zwischen 7,2 und 11,8 kg wiegen. Vergleichsweise schwer also, hat doch die *Meerstadtplatte* aus Kaiseraugst lediglich ein Gewicht von 4,6 kg. Darüber hinaus sind fünf Kannen überliefert, die ebenfalls nach ihrer Verzierung benannt wurden: *geometrische* (ein Paar), *Dionysos-*, *tierverzierte* und *Hippolytus-Kanne*. Sie bringen zwischen 2,6 und 4 kg auf die Waage und lassen damit ebenfalls die Vergleichsbeispiele weit hinter sich. Zudem gehören eine Amphora, ein Toilettenkästchen und ein Handwaschbecken sowie zwei *situlae*, die formal und stilistisch ein Paar bilden, zum Schatz.¹¹

Alle sind sie aus hochwertigem Silber hergestellt, ihre Ornamentik ist durch Repoussé-Technik (die Amphora und die *situlae*), durch Punzierung (die *Meleagros-Platte*) oder Niello (die *Seuso-* und *geometrische Platte*) herausgearbeitet. Partiiell feuervergoldete Bereiche akzentuieren die Oberfläche der einzelnen Exemplare. Sie zeugen ausnahmslos von hohem feinschmiedetechnischem Niveau, auch wenn sie in verschiedenen Werkstätten des Römischen Reiches hergestellt worden sein müssen.

Silbergeschirr stellte in der Spätantike nicht nur ein begehrtes Luxusgut dar, sondern war für seinen Besitzer auch eine finanzielle Investition in die Zukunft. Bisweilen diente es als kaiserliches Geschenk an die Anhänger oder als Mittel des Gabentausches unter den Eliten. In der reichen Bildersprache der Gefäße spiegeln sich die vielseitigen



kulturellen und geistigen Wurzeln der spätrömischen Gesellschaft wider.¹²

Nach langen Jahren des Verschlusses ist ein Teil des Seuso-Schatzes nun in Ungarn und damit hoffentlich künftig der Öffentlichkeit und der Forschung zugänglich. Es bleibt aber zu fragen, welche identitätsstiftende Bedeutung dieser Schatz für das heutige Ungarn besitzt, warum man ihn so einfach als »Familiensilber« bezeichnen kann? Da die 15 Millionen Euro für den Ankauf der acht Exemplare aus Steuergeldern bezahlt wurden, muss wohl die Bedeutung des Schatzes der Öffentlichkeit entsprechend vermittelt werden, zumal auch der Ankauf der restlichen noch bekannten Stücke geplant ist. Bemerkenswert ist auch die »Strategie« der ungarischen Regierung, die Ankaufverhandlungen bis zur Präsentation der Stücke vollkommen geheim zu halten, selbst archäologische Expertise wurde nicht hinzugezogen. Der Termin für die »Heimkehr« der Funde eine Woche vor den Parlamentswahlen war perfekt gewählt, die öffentliche Wirkung entsprechend groß. Um die im ungarischen Parlament vorübergehend ausgestellten Funde besichtigen zu können, standen die Menschen Schlange. Viktor Orbán verkündete, ein Land, das Kraft und Ansehen habe, sei in der Lage wiederzubekommen, was ihm gehöre: »Falls es unser ist, ist es besser bei uns, als anderswo.«¹³ Gleichzeitig wurden Pläne laut, die Funde künftig in einem neu zu errichtenden Museumskomplex in Népliget auszustellen.

Abb. 3 Umzeichnung des Mittelmedallions der *Seuso-Platte* (SEVSO, Pelso: beide rot hervorgehoben)

Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa

Das Beispiel des Seuso-Schatzes verdeutlicht, wie sehr die künstlerischen Hinterlassenschaften in Ostmitteleuropa auch heute noch politisch motivierten Vereinnahmungen ausgesetzt sein können. Die Verortung des eigenen kulturellen Erbes im gesamteuropäischen Rahmen und die Bestimmung einer nationalen kulturellen Identität sind Anliegen nicht nur zur Zeit der Nationenbildung am Ende des 19. Jahrhunderts. Sie charakterisieren die Staaten im neuen Europa auch nach 1989. In der Vergangenheit ließen sich die Geisteswissenschaften allzu bereitwillig in diesem Sinne instrumentalisieren,



Abb. 4 *Quadripus* aus Polgárdi, römische Werkstatt, 4. Jahrhundert. Rekonstruktion

indem sie historische Befunde und Objekte von vornherein festgelegten Konzepten unterordneten. Diese Konzepte waren, was man durchaus als einen Geburtsfehler des Faches Kunstgeschichte bezeichnen könnte, aus dem Gedanken des Nationalen geboren: so die Idee des Kulturraumes, der Mentalität und Kultur einer Volksgruppe spiegle, aber auch die Idee kultureller Fortschrittlichkeit und Rückständigkeit, die *a priori* ein Gefälle konstruierte.

Um die vielfältigen kulturellen Verflechtungen und Transferprozesse im östlichen Mitteleuropa darzustellen, entsteht am GWZO seit einigen Jahren ein auf neun Bände angelegtes Handbuch der Geschichte der Kunst zwischen dem Baltikum und der Adria, das die Zeit von der Spätantike bis heute umfassen wird. Bei den Überlegungen, wie sich eine solche, bislang fehlende umfassende Darstellung methodisch und methodologisch bewältigen ließe, sahen sich die Kunsthistoriker am GWZO allerdings mit einem ähnlichen Grundproblem konfrontiert, dem sich auch auf einen Nationalstaat fokussierte Überblickswerke stellen müssen: Ebenso wenig wie es z. B. möglich ist, eine »Kunstlandschaft Ungarn« ohne ahistorische Verkürzungen zu definieren, lässt sich von

einer »Kunstregion Ostmitteleuropa« sprechen. Um ein historisch möglichst getreues Bild der Kunst in jenem Gebiet zu zeichnen, ist nicht nur der jeweilige Bestand vor Ort genau zu erfassen, es ist auch nach den Wegen und »Agenten« des künstlerischen Austausches zu fragen. Was bedeutet es, wenn sich verwandte Züge bei Kunstwerken konstatieren lassen, die oft mehrere hundert Kilometer voneinander entfernt existieren? Wie lief damals eine solche Kommunikation ab, wer waren ihre aktiven Träger?

Mit der für Ende 2014 anvisierten Veröffentlichung des ersten Bandes *Vom spätantiken Erbe zur Frühzeit des Christentums*, herausgegeben von Christian Lübke und Matthias Hardt, wird eine Publikation vorliegen, welche die Epoche vor der Formierung der ostmitteleuropäischen Kernländer (Böhmen, Polen, Ungarn) und damit die oft wenig beachteten spätantiken und frühmittelalterlichen Wurzeln der Kunst in dieser Region in den Blick nimmt. Vorgestellt wird unter anderem auch der bei Polgárdi gefundene *quadripus*, ein kunstvoll gearbeiteter silberner Ständer aus dem späten 4. Jahrhundert, der wahrscheinlich dem Seuso-Schatz zuzuordnen ist. **Abb. 4**

WILFRIED FRANZEN

Nicht nur die zweideutigen Worte des Ministerpräsidenten stimmen skeptisch. Hat doch bislang, zumindest das sollte in Erinnerung gerufen werden, keine juristische Instanz den Anspruch Ungarns darauf bestätigt, das Herkunftsland des Seuso-Schatzes zu sein, selbst wenn die oben skizzierten Argumente deutlich dafür sprechen. Läge eine solche Anerkennung vor, hätte man im Übrigen eine Auslieferung ohne Bezahlung verlangen können. Zudem muss man sich fragen, warum die Funde in einem neuen Museum ausgestellt werden sollen. Mit dem Ungarischen Nationalmuseum besitzt der Staat bereits eine Einrichtung, die für Aufbewahrung, Repräsentation, aber auch fachliche Betreuung bestens geeignet ist. Will sich die ungarische Regierung um Schutz und Förderung des kulturellen

Erbes bemühen, sollte sie die bestehenden Strukturen erhalten und nicht durch neue Pläne schwächen.

Schließlich bleibt zu betonen: Der Seuso-Schatz ist ein römischer Fund. Auch wenn er in Ungarn entdeckt wurde, erstreckte sich die einstige Provinz Pannonien über die heutigen Ländergrenzen hinweg bis nach Österreich, Kroatien und Serbien. Das römische Kulturerbe bildet somit eine gemeinsame Tradition dieser Staaten. Der Seuso-Schatz sollte also nicht als »unser Familiensilber«, sondern viel eher transnational und als Ausdruck spätrömischer Kunst und Lebenskultur bewertet werden. Deren »Schätze« sind es allemal wert, bewahrt und angemessen präsentiert zu werden, unabhängig davon, wo sie ans Tageslicht gelangten.

- 1 Viktor ORBÁN bei der Pressekonferenz am 26. März 2014 laut: <http://feol.hu/hirek/magyarorszag-visszaszerelte-a-felbecsulhetetlen-erteku-seuso-kincseket-1612277> (02.05.2014).
- 2 Siehe dazu MANGO, Marlia Mundell: *The Sevo Treasure. A Collection from Late Antiquity*. In: Sotheby's Mundell Illustrated Catalogue. Zürich 1990, 4–60.
- 3 HAJDÚ, Éva: *A Seuso kincs és Magyarország* [Der Seuso-Schatz und Ungarn]. In: *A Seuso-kincs és Pannonia. Magyarországi tanulmányok a Seuso-kincsro*. Hg. v. Zsolt VISY und Zsolt MRÁV. Bd. 1. Pécs 2012, 23–34.
- 4 Ebd.
- 5 *A Seuso-kincs és Pannónia. Magyarországi tanulmányok a Seuso-kincsro* [Der Seuso-Schatz und Pannonien: Wissenschaftliche Beiträge zum Seuso-Schatz aus Ungarn]. Hg. v. Zsolt VISY und Zsolt MRÁV. Bd. 1. Pécs 2012.
- 6 MÓCSY, András: *Pannonia törzsi arisztokráciája a késő római korban* [Die keltische Stammesaristokratie in Pannonien in spätrömischer Zeit]. In: *A Seuso-kincs és Pannonia* (wie Anm. 5), 107–111. – NAGY, Mihály/TÓTH, Endre: *The Sevo Treasure. The Panno-*

- nian Connection?* In: *Miverva* 1,7 (1990), 4–11.
- 7 MRÁV, Zsolt: *A polgárdi összecsukható ezüstállvány és a Seuso-kincs* [Der silberne Klappständer aus Polgárdi und der Seuso-Schatz]. In: *A Seuso-kincs és Pannonia* (wie Anm. 5), 80–106.
- 8 NÁDORFI, Gabriella: *Előzetes jelentés a szababattyáni késő római kori épület feltárásáról* [Vorläufiger Bericht über die Ausgrabung des spätrömischen Gebäudes in Szababattyán]. In: *A Seuso-kincs és Pannonia* (wie Anm. 5), 112–138, bes. Abb. 3. – Zur historischen Interpretation vgl. VISY, Zsolt: *Geschichtliche Probleme des Seuso-Schatzes*. In: *Macht des Goldes, Gold der Macht. Herrschafts- und Jenseitsrepräsentation zwischen Antike und Frühmittelalter im mittleren Donauraum*. Hg. v. Matthias HARDT und Orsolya HEINRICH-TAMÁSKA. Weinstadt 2013, 55–62.
- 9 *Der spätrömische Silberschatz von Kaiseraugst*. Hg. v. Herbert A. CAHN und Annemarie KAUFMANN-HEINIMANN. Derendingen 1984; *Der spätrömische Silberschatz von Kaiseraugst – die neuen Funde*. Silber im Spannungsfeld von Geschichte, Politik und Gesellschaft

- der Spätantike/Römerstadt Augusta Raurica. Hg. v. Martin A. GUGGISBERG unter Mitarbeit von Annemarie KAUFMANN-HEINIMANN. Augst 2003. – Die Funde von Vinkovci sind eine Neuentdeckung aus dem Jahre 2012 und noch unpubliziert. Sie waren in einem Keramikgefäß deponiert gewesen. Vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/Vinkovci_Treasure (03.05.2014). – Zu weiteren Funden vgl. BARATTE, François: *Silbergeschirr, Kultur und Luxus in der römischen Gesellschaft*. Mainz 1998.
- 10 Zur ersten Vorlage und wissenschaftlichen Auswertung des Schatzes vgl. MANGO, Marlia Mundell/BENNETT, Anna: *The Sevo Treasure. Part One*. Ann Arbor 1994. – Zu den weiteren Funden vgl. VISY (wie Anm. 8), 56 f.
- 11 Die Zusammenstellung der Gewichtsangaben bei NAGY, Mihály: *A Seuso-kincs pannoniai kapcsolatai* [Die Verbindungen des Seuso-Schatzes zu Pannonien]. In: *A Seuso-kincs és Pannonia* (wie Anm. 5), 49–63.
- 12 BARATTE (wie Anm. 9). – Vgl. auch den Beitrag von Matthias Hardt in diesem Heft.
- 13 ORBÁN (wie Anm. 1).

MATTHIAS HARDT

»Silber, so wohlfeil wie Stroh«

Der Reichtum der Piasten

Im Dezember des Jahres 999 begab sich der junge Kaiser Otto III. mit seiner Entourage aus zahlreichen weltlichen Größen und Geistlichen von Rom aus auf den Weg zu einem außergewöhnlichen Reiseziel. Seine Destination war das Grab des bei der Mission der Prußen östlich der Weichselmündung umgekommenen Prager Bischofs Adalbert (tschech. Vojtěch, poln. Wojciech). Ihn hatte Otto III. kennengelernt,

Abb. 1 Otto III.,
Evangeliar, vor 1000.
Reichenau

als sich Adalbert von Prag zur Vorbereitung seines missionarischen Wirkens im Kloster San Alessio e

Bonifacio auf dem Aventin in Rom aufhielt. Ottos III. Reise war eine Pilgerfahrt ebenso wie ein »Staatsbesuch«, denn auch der Hof des Fürsten Bolesław Chrobry, des Repräsentanten der in diesen Jahren erstmals erwähnten »Polanen«, war das Ziel der Reisegesellschaft, die sich in Eilmärschen über Ravenna, Verona, die verschneiten Alpen nach Regensburg und von dort über Jena-Kirchberg, Zeitz und Meißen nach Gnesen begab. ^{Abb. 1}

Mehr als einhundert Jahre später schilderte der Chronist Gallus Anonymus (gest. nach 1116) den im Frühjahr des Jahres 1000 am Hof Bolesław Chrobrys zu Ehren Ottos III. veranstalteten Empfang und das folgende Gelage als Demonstration des Reichtums Boleslaws, die im Rahmen des üblichen Gabentausches zu dessen Rang-erhöhung durch den Kaiser führen sollte:

»Auch das halten wir für erwähnenswert«, so Gallus Anonymus, »dass zu seiner Zeit der Kaiser Otto zum heiligen Adalbert kam, um zu beten [...] und zugleich den Ruhm des glorreichen Bolesław kennenzulernen [...]. Bolesław nahm ihn so ehrenvoll und großartig auf, wie es sich für einen König ziemte, einen römischen Kaiser und so hohen Gast aufzunehmen. [...] Und es gab dort nicht irgendeine billige Buntheit der Ausstattung, sondern alles, was man überhaupt unter den Völkern als das Wertvollere finden kann. Denn zur Zeit Boleslaws trugen alle Ritter und Frauen des Hofes Mäntel anstatt Leinen- und Wollkleider, und auch noch so kostbare Pelze, auch wenn sie neu waren, trug man an seinem Hof nicht ohne Unterbesatz und Goldbrokat. Gold wurde nämlich zu seiner Zeit von allen für so gemein gehalten wie Silber, Silber aber hielt man für so wohlfeil wie sonst Stroh. Als der römische Kaiser seinen Ruhm, seine Macht und seinen Reichtum betrachtete, sprach er voller Bewunderung: »Bei der Krone meines Reiches, was ich sehe, ist größer, als ich durch Erzählen vernommen habe.«¹



Nahezu wie ein völkerwanderungszeitlicher König nutzte Bolesław demnach im Rahmen des Kaiserbesuches seine Schätze zur Visualisierung seiner Herrschaft. Aber gab es diesen Reichtum wirklich? Mag der Münsteraner Mediävist Gerd Althoff auch an der Ernsthaftigkeit der von Gallus erzählten Geschichte zweifeln,² lassen sich doch weitere Belege für den besonderen Reichtum der piastischen Fürsten des 10. und 11. Jahrhunderts anführen. Erste Hinweise finden sich schon in den beiden Lebensbeschreibungen des Märtyrers Adalbert und in einer Bildergeschichte, die auf den in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angefertigten Bronzetüren des Gnesener Doms abgebildet ist: **Abb. 2a** Nachdem der Glaubensbote umgebracht worden war, kaufte Bolesław den Prußen die Leiche des Missionars ab, indem er sie mit Edelmetall aufwiegen ließ. Das Relief auf der Bronzetür zeigt diesen Vorgang ganz realistisch: Eine Person wiegt mit einer Feinwaage Münzen und Barren, die Bolesław zur Verfügung stellen lässt, und füllt sie in ein daneben stehendes Metallgefäß ab. Hier wird ein *Procedere* dargestellt, auf das später noch zurückzukommen sein wird. **Abb. 2b**

Aber nicht erst Bolesław Chrobry standen – wie hier zur Auslösung des toten Körpers Adalberts – große Mengen an Edelmetall zur Verfügung. Schon sein Vater Mieszko I. war für seinen Reichtum bekannt. So reiste um das Jahr 965 der jüdisch-arabische Kaufmann Ibrahim ibn Jaqub al-Tartuschi im Auftrag des Kalifen von Córdoba als Gesandter durch das östliche Mitteleuropa. Sein Bericht wurde überliefert durch den um 1200 im nordwestlichen Iran geborenen und 1283 verstorbenen Zakariya bin Muhammad al-Qazwini. Bei ihm kann man nachlesen, dass sich Ibrahim von Mainz aus nach Magdeburg begab, wo er Kaiser Otto den Großen traf, um von dort aus in nicht sicher rekonstruierbarer Abfolge zu den slawischen Abodriten im heutigen Mecklenburg und zu den Böhmen nach Prag zu reisen. Von einem »König des Nordens« wusste er Folgendes zu berichten:

»Was nun das Land des Mescheqgo anlangt, so ist es das ausgedehnteste ihrer Länder, und es ist reich an Getreide, Fleisch, Honig und Fischen. Er zieht die Abgaben in gemünztem Geld ein, und dieses bildet den Unterhalt seiner Mannen; in jedem



Abb. 2a Bronzetür des Gnesener Doms, 1. Hälfte 12. Jahrhundert (Ausschnitt)



Abb. 2b Bronzetür des Gnesener Doms, Detail (Adalberts Leichnam wird aufgewogen)

Monat bekommt ein jeder eine bestimmte Summe davon. Er hat 3.000 Gepanzerte, und das sind Krieger, von denen das Hundert 10.000 andere aufwiegt. Er gibt den Mannen Kleider, Rosse, Waffen und alles, was sie brauchen [...]»³

Der von Ibrahim beschriebene Herrscher, der seine Gefolgschaft, im Slawischen als *družina* bezeichnet, mit Geld und Gaben versorgte, war niemand anderer als eben Mieszko I., der früheste sicher überlieferte Fürst in Polen.



Angesichts des hier hervorgehobenen Potentials Mieszkos I. und Bolesław Chrobry's ist zu fragen, woher der z.B. von Gallus geschilderte Reichtum in den slawischen Ländern des frühen und hohen Mittelalters gekommen sein könnte? Anders als bei den völkerwanderungszeitlichen Königen gab es in der Nachbarschaft Bolesławs kein Römisches Reich mehr, in dessen Schatzkammern man sich im Rahmen groß angelegter Plünderungszüge an dem aus Steuereintreibungen stammenden Gold und Silber nur hätte zu bedienen brauchen. Doch gibt es weitere Informationsquellen, um diese Fragen zu beantworten?

In einer überlieferungsarmen Zeit wie dem 10. und 11. Jahrhundert erhalten bestimmte Bereiche der Sachkultur besondere Bedeutung beim Zugang zu wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen. Dies gilt besonders für das weite Feld der Zahlungsmittel, des Geldes also. Große Mengen davon finden sich in den slawenzeitlichen Hortfunden Ostmitteleuropas wie z.B. demjenigen aus dem oberlausitzischen Cortnitz nahe Bautzen.⁴ **Abb. 3** Solche Schätze sind weit gestreut in der östlichen Hälfte des Kontinents, besonders dicht im Ostseeraum. Die Horte, meist

verborgen in Ton- oder Metallgefäßen, aber auch in textilen oder Lederbehältnissen, bestehen aus Silber, aus vollständigem und fragmentiertem Schmuck sowie aus Münzen vieler und differenzierter Herkunftsorte, darunter sowohl vollständige als auch bis in kleinste Teile zerschnittene Exemplare. Diese Zusammensetzung der Hortfunde zeigt den Kontext, in den sie wirtschaftsgeschichtlich einzuordnen sind. Die gemeinsame Aufbewahrung und Hortung von Edelmetallschmuck und Münzen verschiedenster Monetarsysteme und die vielfachen Fragmentierungen weisen auf eine sogenannte Gewichtsgeldwährung, in der Münzen oder andere Währungsträger nicht gezählt, sondern unter Zuhilfenahme von Probersteinen in ihrem Reinheitsgehalt und ihrer Legierung geprüft und mit Feinwaagen abgewogen wurden.

Seit der Zeit um 800 und im Verlauf des 9. und 10. Jahrhunderts war der weitaus überwiegende Teil der in solchen Deponierungen aufbewahrten Münzen orientalischer Herkunft. Es handelt sich, an den

Abb. 3 Der Cortnitz-Schatz



Abb. 4 Herkunftsorte der Prägungen vom Cortnitzer Hack-silberfund: 1 Haithabu, 2 Bremen, 3 Bardowick, 4 Lüneburg,

5 Magdeburg, 6 Dortmund, 7 Köln, 8 Quedlinburg, 9 Halle, Burg Giebichenstein, 10 Merseburg, 11 Naumburg, 12 Meißen,

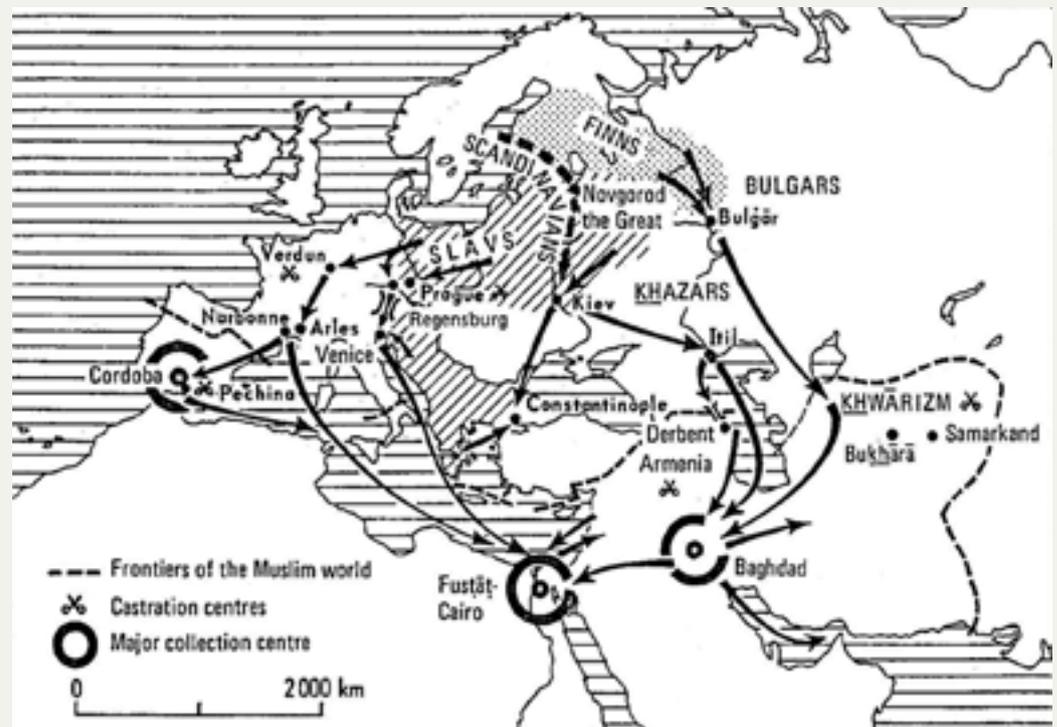
13 Mainz, 14 Worms, 15 Speyer, 16 Würzburg, 17 Nabburg, 18 Regensburg, 19 Prag, 20 Olmütz, 21 Esslingen, 22 Augsburg.

arabischen Inschriften religiösen Inhalts sowie dem Prägeort und Prägezeitpunkt unschwer zu erkennen, um bisher etwa 250.000 gefundene Dirham aus Bagdad, Taschkent, Samarkand und Buchara. Zum Beispiel stammten die Münzen des in der Mitte des 11. Jahrhunderts verborgenen und dann nicht wieder gehobenen, fast 900 g schweren Schatzes aus Cortnitz etwa zu einem Drittel aus dem Zweistromland und dem heutigen Iran sowie aus Afghanistan und Mittelasien. **Abb. 4** Allerdings wird man keinen unmittelbaren Weg vom Prägeort zum Ort der Verbergung voraussetzen dürfen, sondern in Rechnung stellen müssen, dass das Silber durch verschiedene Hände ging und auf unbekanntem Zwischenstationen seine schließlich feststellbare Mischung erhielt.

Aber nicht nur das Silber, sondern auch die zum Betrieb der Feinwaagen unumgänglichen und genormten Gewichtssätze kamen aus der arabischen Welt und wurden offensichtlich in ganz Ostmitteleuropa respektiert und benutzt. Ihre Verbreitung ist so gleich-

artig, dass der Freiburger Archäologe Heiko Steuer aus der Tatsache der allgemeinen Anerkennung dieser Gewichtssätze den Schluss zog, der Osten Europas sei im 9./10. Jahrhundert auf dem Weg in die »islamische Wirtschaftsgemeinschaft« gewesen.⁵ Tatsächlich ist diese Ausrichtung auf die vorder- und mittelasiatischen Prägungen erstaunlich, genauso wie die plötzliche Umorientierung etwa um die Jahrtausendwende, seit der zunehmend zunächst angelsächsische und dann Prägungen aus dem später deutschen Gebiet in den Horten der slawischen Welt auftauchen, was sich auch im Hortfund von Cortnitz widerspiegelt. Zu erklären ist dies mit der durch den Niedergang des Sāmānidenreiches politisch bedingten, plötzlich eintretenden Verschlechterung des arabischen Silbers, dem nun zunehmend Kupfer zugemengt wurde. Seit dem 11. Jahrhundert übernahmen aus dem östlichen Sachsen kommende Münzen wie die Otto-Adelheid-Prägungen, Münzen Ottos III. und seiner Großmutter, der zweiten Gattin Ottos des Großen, die Funktion

Abb. 5 Früh- und hochmittelalterlicher Sklavenhandel (nach Maurice Lombard)



der Dirham. So sind auch diese frühen ottonisch-salischen Denare hauptsächlich aus Hortfunden der slawischen und skandinavischen Welt bekannt.

Silber, in Form von Münzen, Barren, komplettem oder zerhacktem Schmuck, zunächst aus arabisch beherrschten, nahöstlich-mittelasiatischen Ländern, später aus dem angelsächsischen und ottonisch-salischen Westen, bestimmte, soviel zeigten die archäologischen Funde auf jeden Fall, die Austausch- und Handelsbeziehungen der slawischen Welt zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria im frühen und hohen Mittelalter. Dieses Metall kam in großen Mengen in die slawischen Fürstentümer und diente dort wohl nicht zuletzt zur Repräsentation einer hohen Zahl von Personen, deren gesellschaftliche Spitzen sich mehr und mehr bemühten, die Hofhaltungen ihrer älteren Nachbarn in Ost und West, in Byzanz, Bagdad oder den Pfalzen des westlichen Römischen Reiches, also etwa Magdeburg, Quedlinburg, Merseburg oder Aachen, nachzuahmen. Weil sie aber keine eigenen Silbervorkommen ausbeuten konnten, mussten die slawischen Fürsten Silber abschöpfen, das, wie die Herkunft der Münzen zeigt, aus weitreichenden Handelsbeziehungen stammte. Wofür aber war insbesondere die arabische Welt des hohen Mittelalters bereit, so viel Silber auszugeben?

Die Slawen Ostmitteleuropas versorgten die arabische Welt ebenso wie Mittel- und Westeuropa mit Honig und Wachs aus einer spezialisierten Waldbienenwirtschaft sowie mit den Fellen von Zobel, Marder und Wildkatze, die auf den Märkten der südlichen und westlichen Metropolen hohe Gewinne erzielten. ^{Abb. 5} Und wenn die schriftlichen Überlieferungen auch nicht eben auskunftsfreudig sind, so wird doch deutlich, dass es oft ein Handel auch mit menschlicher Ware war, an dem z. B. Bolesław Chrobry nicht allein durch den Einzug von Zöllern, sondern sogar aktiv beteiligt gewesen sein muss. Nicht nur der Bedeutungswandel der gentilen Eigenbezeichnung der Slawen zum in ganz Europa und dem Mittelmeerraum ebenso wie in der arabischen Welt (*Saqaliba*) gebräuchlichen Begriff für unfreie Personen, Sklaven nämlich, ⁶ zeigt, dass der Handel mit Menschen im frühen und hohen Mittelalter eine nahezu unendlich sprudelnde Quelle von Einkünften war. Bereits ganz am Beginn der Beziehungen der slawischen Welt mit dem Westen steht die Aktivität jenes fränkischen Sklavenhändlers namens Samo, der um das Jahr 630 einen slawischen Aufstand gegen die Awaren anführte und nach dessen Erfolg zum König erhoben wurde. Mit großer Wahrscheinlichkeit war Samo eine jener Personen, die erstmals den Transfer slawischer

Gefangener durch das Frankenreich in den Mittelmeerraum organisierten. Etwa einhundert Jahre später, um 740, traf der Abt Sturm auf der Suche nach einem geeigneten Platz für die Errichtung des Klosters Fulda am gleichnamigen Fluss auf eine Gruppe von Slawen, die in Begleitung eines »Dolmetschers« wohl auf dem Weg nach Westen war, vielleicht nach Verdun, einer Stadt, die trotz der häufigen Verbote der Konzilien durch Sklavenhandel reich wurde. Es waren schließlich keine Christen, die verkauft wurden, und auch die arabischen Empfänger im Emirat von Córdoba nicht, und auch nicht die oft jüdischen Händler, die diese Transfers organisierten. Kein Grund also für die Könige der Franken, gegen diesen Handel vorzugehen, der, wie die Zollordnungen von Raffelstetten an der Donau und Walenstatt in der heutigen Schweiz zeigen, große Silbermengen auch in deren Schätze spülte.

Charles Verlinden hat die Wege der Sklavenkarawanen und die Schicksale der häufig zu Eunuchen verschnittenen Männer nachgezeichnet, an denen in den arabischen Ländern ein so großes Interesse bestand, und Heinrich Koller hat darauf hingewiesen, dass es junge Mädchen waren, für die auf den Märkten der Mährer die höchsten Preise erzielt wurden und an den Zollstellen die höchsten Abgaben zu zahlen waren. Nicht nur das spanische Córdoba, sondern über die Vermittlung Venedigs der ganze östliche Mittelmeerraum, über das ostmitteleuropäische Flusssystem auch das Schwarzmeergebiet, das Zweistromland und Mittelasien waren Ziele von Sklavenhändlern und versklavten Menschen aus den slawischen Gebieten. Möglicherweise gab es sogar einen kontinentalen Transithandel aus dem wolgabulgarischen Gebiet durch Ostmitteleuropa ins moslemische Spanien. Liest man hochmittelalterliche Historiographie unter diesem Aspekt, so wird verständlich, was aus den immer wieder erwähnten Hunderten und Tausenden Gefangenen wurde, welche die slawischen Fürsten in den Kriegen gegen die Nachbarn erbeuteten. Methodios, dem Apostel Mährens, gelang es z. B. um das Jahr 867, die Befreiung von neunhundert Sklaven aus der Gewalt des pannonischen Fürsten Chozil zu erreichen. Der Missionar und spätere Märtyrer Adalbert kaufte, was ebenfalls auf den Gnesener Bronzetüren gezeigt wird, Gefangene frei; und Bolesław Chrobry wird während der Kriege gegen König Heinrich II. und vielleicht mehr noch bei seinen Zügen gegen die östlichen Nach-

barn in der Kiewer Rus vielfach Gelegenheit gehabt haben, Menschen zu erbeuten, wie die gelegentliche Schilderung von deren Verteilung unter den Angehörigen der Heere zeigt. Ein Sklave kostete mit etwa 300 g Silber etwa so viel wie ein Pferd; ein Schwert oder ein Ochse waren für 125 g zu haben; eine Kuh kostete demnach 100 g Silber.

Es ist nach den vorgestellten Quellen nicht unwahrscheinlich, dass der Handel mit Menschen schon in der Karolingerzeit die wirtschaftliche Entwicklung nicht nur in den sich bildenden slawischen Fürstentümern, sondern in ganz

Europa bestimmte. Die frühe Bedeutung Magdeburgs und der dort die Elbe überquerenden Ost-West-Verbindung, der Fortsetzung des Hellweges von Köln über Dortmund und Paderborn nach Osten, zeigt sich schon im Diederhoffer Kapitular Karls des Großen aus dem

Jahr 805, in dem Magdeburg ersterwähnt wird als ein Grenzkontrollort, in dem der Handel mit Slawen und Awaren überwacht werden sollte, insbesondere, um die Ausfuhr von Waffen zu unterbinden. Neben Magdeburg werden Bardowick, Schezla, wohl an der Elbe bei Meetschow im Hannoverschen Wendland, Erfurt, Hallstatt am Main nahe Bamberg, Forchheim, Premberg, Regensburg und Lorch an der Enns genannt; offenbar alles Orte, an denen bedeutendere Handelswege ihren Weg aus dem Frankenreich nach Osten nahmen, auf Flüssen und auf Landwegen. Zur gleichen Zeit eröffneten die erst in den letzten Jahrzehnten bekannter gewordenen *emporía* oder Seehandelsplätze an der Ostseeküste das Binnenland dem Ostseehandel, genannt seien Haithabu, Großströmkendorf an der Wismarer Bucht, Rostock-Dierkow, Menzlin an der Peene, Ralswiek auf Rügen, Wolin und schließlich Truso bei Elbing. An den Schnittpunkten von Fernverkehrswegen oder deren Übergängen über die großen Flüsse, aber auch in der Nachbarschaft der Fürstenburgen bildeten sich erste Märkte und Siedlungsagglomerationen, in denen spezialisierte Handwerker den Bedarf sowohl der

MATTHIAS HARDT ist Fachkoordinator für mittelalterliche Geschichte und Archäologie am GWZO und lehrt als Honorarprofessor für frühe Geschichte und Archäologie Mitteleuropas an der Universität Leipzig. Er interessiert sich besonders für den Einfluss von Gold und Silber auf die Politik im frühen und hohen Mittelalter.

örtlichen Eliten und ihrer militärischen Gefolgschaften als auch der durchreisenden und ansässigen Händler bedienten. Am bedeutendsten war offenbar Prag am Sitz der Přemysliden, über dessen Sklavenmarkt, damals noch auf der Kleinseite, Ibrahim ibn Jaqub im Jahr 965 berichtete; aber auch in Posen, Breslau und Krakau entstanden diese multifunktionalen Siedlungen. Wahrscheinlich partizipierten auch die kleineren Stammeszentren und Burgplätze im Verlauf der Fernwege von den durchziehenden Karawanen, so etwa Lebus, Köpenick, Spandau und Brandenburg an der Havel an der eben angesprochenen West-Ost-Magistrale von Magdeburg nach Posen, aber auch Leipzig und Erfurt an der südlicher verlaufenden *via regia*. Es entwickelten sich sogenannte Burgstädte, die in vielen Fällen dann auch zu Rechtsstädten der kommenden Zeit werden sollten.

Die slawischen Fürsten insbesondere des hohen

Mittelalters, aber auch schon des Mährerreiches, verfügten also über große Schätze vor allem aus Silber, die sie der Abschöpfung oder der eigenen Beteiligung an einem Fernhandel verdankten, der Mitteleuropa mit Mittelasien und Nordafrika verband. Dabei wurden in großem Umfang auch Menschen gehandelt, die entweder in den zahlreichen Kriegen der slawischen Fürsten untereinander erbeutet worden waren oder aber den »eigenen« Gesellschaften entstammten, deren demographischem Überschuss also. Mit Dušan Třeštík muss somit festgehalten werden, dass »auf dem schmutzigen Handel mit unglücklichen Menschen letzten Endes alle Staaten Mitteleuropas (einschließlich des neuen Staates der Sachsen, des späteren Ottonenreiches) aufbauten; es war der Sklavenhandel, der die Triebkraft des säkularen Prozesses der Herausbildung Mitteleuropas war«.⁷

1 MALECZYŃSKI, Karol: *Galli anonymi Cronicae et Gesta Ducum sive Principum Polonorum*. Krakau 1952, c. 6, 18 f. – übersetzt nach BUJNOCH, Josef: *Polens Anfänge*. Gallus Anonymus: *Chronik und Taten der Herzöge und Fürsten von Polen*. Graz–Wien–Köln 1978, 57.

2 ALTHOFF, Gerd: *Symbolische Kommunikation zwischen Piasten und Ottonen*. In: *Polen und Deutschland vor 1000 Jahren*. Die Berliner Tagung über den *Akt von Gnesen*. Hg. v. Michael BORGOLTE. Berlin 2002, 293–308, hier 302–306.

3 JACOB, Georg: *Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert*. Berlin–Leipzig 1927, 13 f.

4 FRIEDLAND, Sarah Nelly/HOLLSTEIN, Wilhelm: *Der Schatz im Acker – Ein Hacksilberfund des 11. Jahrhunderts aus Cortnitz, Stadt Weißenberg (Lkr. Bautzen)*. In: *Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen*

Bodendenkmalpflege 50 (2008), 211–229.

5 STEUER, Heiko/STERN, Willem B./GOLDENBERG, Gert: *Der Wechsel von der Münzgeld- zur Gewichtsgeldwirtschaft in Haithabu um 900 und die Herkunft des Münzsilbers im 9. und 10. Jahrhundert*. In: *Haithabu und die frühe Stadtentwicklung im nördlichen Europa*. Hg. v. Klaus BRANDT, Michael MÜLLER-WILLE und Christian RADTKE. Neumünster 2002, 133–166, hier 140. – Vgl. auch STEUER, Heiko: *Geldgeschäfte und Hoheitsrechte im Vergleich zwischen Ostseeländern und islamischer Welt*. In: *Zeitschrift für Archäologie* 12 (1978), 255–260, hier 258 f.; DERS.: *Gewichtsgeldwirtschaften im frühgeschichtlichen Europa*. In: *Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa*. Teil 4: *Der Handel der Karolinger- und Wikingerzeit*. Hg. v. Klaus DÜWEL,

Herbert JANKUHN, Harald SIEMS und Dieter TIMPE. Göttingen 1987, 405–527, hier 479. – DERS.: *Münzprägung, Silberströme und Bergbau um das Jahr 1000 in Europa – wirtschaftlicher Aufbruch und technische Innovation*. In: *Aufbruch ins zweite Jahrtausend*. *Innovation und Kontinuität in der Mitte des Mittelalters*. Hg. v. Achim HUBEL und Bernd SCHNEIDMÜLLER. Ostfildern 2004, 117–149, hier 123 f.

6 LOMBARD, Maurice: *Blütezeit des Islam. Eine Wirtschafts- und Kulturgeschichte*. 8.–11. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1992, 198–200.

7 TŘEŠTÍK, Dušan: *Eine große Stadt der Slawen namens Prag*. *Staaten und Sklaven in Mitteleuropa im 10. Jahrhundert*. In: *Boleslav II. Der tschechische Staat um das Jahr 1000*. Hg. v. Petr SOMMER. Prag 2001, 93–138, hier 133.

UWE MÜLLER

Instrumente imperialer Politik?

Eisenbahnen in Ostmitteleuropa im 19. Jahrhundert

Die Renaissance der Globalgeschichte seit der Jahrtausendwende hat die Rolle des Eisenbahnbaus im Wechselspiel von »Zivilisierung« und »Beherrschung« außereuropäischer Räume im Rahmen der Imperien in den Fokus der historischen Forschung gerückt.¹ Ausgehend vom russischen Beispiel sind jüngst vier Motive imperialer Eisenbahnpolitik bestimmt worden: innere Konsolidierung, Kolonisierung, Sicherung der Reichsgrenzen, Vorbereitung weiterer Expansionen.² Es ergibt sich die Frage, inwieweit dieser Befund auf die ostmitteleuropäischen Reiche

Tab. 1 Eisenbahnnetzichten ostmitteleuropäischer Staaten und Regionen im Vergleich zu West- und Mitteleuropa

übertragen werden kann. Dazu werden im Folgenden das Ausmaß des Eisenbahnbaus in den jeweiligen Staaten ermittelt, die mit dem Eisenbahnbau ver-

bundenen Visionen betrachtet sowie die Spielräume der Eisenbahnpolitik bestimmt.

Vergleicht man das Tempo des Eisenbahnbaus in den verschiedenen Teilen Europas, so erhält man zunächst das – sicher nicht unerwartete – Bild eines West-Ost-Gefälles. **Tab. 1** Allerdings ist insbesondere in der ungarischen Reichshälfte – trotz eines Rückstandes in der Frühzeit – bis zum Ende des Jahrhunderts ein auch im gesamteuropäischen Maßstab durchaus leistungsfähiges Eisenbahnnetz entstanden.

Auffallend ist außerdem, dass die Peripherien des Habsburger Reiches, wie Galizien und Transsilvanien, im Vergleich zu den westlichen Grenzgebieten des Russländischen Imperiums sowie zu den südosteuropäischen Nationalstaaten besser mit Eisenbahnen ausgestattet waren.³ Da nach dem Ersten Weltkrieg die Eisenbahnnetze in den neuen ostmitteleuropäischen Nationalstaaten zwar an die

	1850		1896/97	
	km pro 100.000 Einwohner	km pro 100 km ² Fläche	km pro 100.000 Einwohner	km pro 100 km ² Fläche
Großbritannien	39,3	3,4	86,0	10,8
Deutschland	16,6	1,1	91,0	8,8
Frankreich	8,5	0,6	106,0	7,6
Österreich und böhmische Länder	7,8	0,5	70,0	5,8
Ungarn	1,7	0,1	86,6	4,8
Königreich Polen	0	0	29,3	2,9
Rumänien	0	0	46,3	2,2
Serbien	0	0	25,0	1,2
Bulgarien	0	0	29,0	1,0
Russland	1	0,01	33,3	0,8

Quelle: BEREND, Tibor Iván/RÁNKI, György: Economic Development in East-Central Europe in the 19th and 20th Centuries. New York–London 1974, 78.

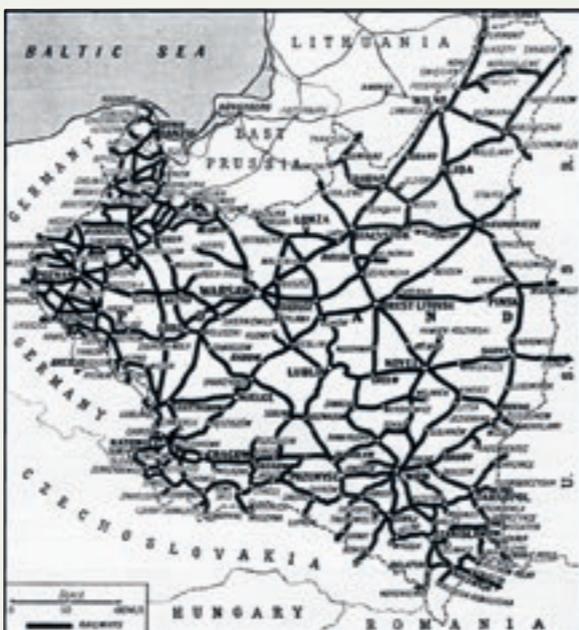
veränderten Territorialstrukturen angepasst, jedoch nicht mehr wesentlich verdichtet wurden, wirken derartige Unterschiede mitunter bis heute fort. So widerspiegeln Karten des polnischen Eisenbahnnetzes in der Zwischenkriegszeit, aber auch noch für die Volksrepublik Polen in den 1945 gezogenen Grenzen, dass es in den östlichen Provinzen Preußens einen sehr intensiven Eisenbahnbau gegeben hat, das österreichische Galizien noch relativ gut mit Eisenbahnen ausgestattet wurde, im russischen Teilungsgebiet jedoch nur einige Hauptstrecken existierten. *Abb. 1/2*

Dieser Unterschied ist auch deshalb bemerkenswert, da der Industrialisierungsgrad im Königreich Polen vor dem Ersten Weltkrieg mindestens das Niveau des preußischen Teilungsgebietes erreicht haben dürfte und deutlich größer war als in Galizien. *Tab. 2* Berlin, Wien und St. Petersburg haben also – zumindest in ihren Grenzgebieten – offenkundig unterschiedliche Eisenbahnpolitiken verfolgt.

Daraus lässt sich schlussfolgern, dass nicht nur die Imperien generell ein leistungsfähigeres Eisenbahnnetz errichteten als die Nationalstaaten, sondern dass auch zwischen den ostmitteleuropä-

schen Reichen deutliche Differenzen in Bezug auf die Konzeption und die Durchführung der

Abb. 1 Eisenbahnkarte Polens (Zweite Republik), 1938

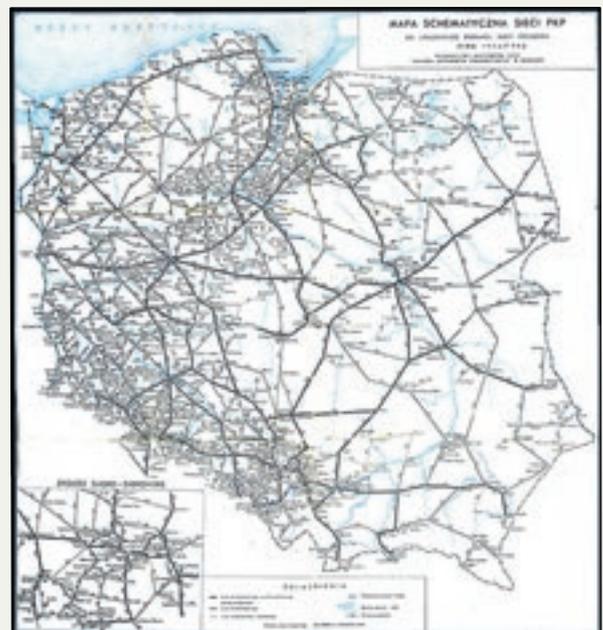


Eisenbahnpolitik bestanden, die nicht allein auf die unterschiedlichen ökonomischen Potenzen zurückgeführt werden können. Dies wäre auch insofern ein interessanter Befund, da man davon ausgehen kann, dass Eisenbahnen gerade in multiethnischen Imperien nicht allein der Marktintegration, sondern auch – und in einigen Fällen sogar vorrangig – dem Ausbau und der Sicherung politischer und militärischer Herrschaft dienen sollten. Diese Politik war gegen die von den Nationalismen ausgehenden Zentrifugalkräfte gerichtet, zielte also in einem sehr umfassenden Sinne ebenfalls auf Integration.

In der Frühzeit der Eisenbahnen spielten nationale Fragen in Mitteleuropa noch eine ganz andere Rolle. So erhofften Eisenbahnpioniere aus den deutschen Ländern, wie etwa Friedrich List mit seinem *Entwurf zu einem Deutschen Eisenbahnsystem* aus dem Jahre 1833, dass das neue Verkehrsmittel die nationale Einigung vorantreiben würde. Nachdem die anfängliche Skepsis aufgrund der unternehmerischen Erfolge der ersten Privatbahngesellschaften gewichen war, herrschte unter den Regierungen der deutschen Staaten, vor allem aber im Bürgertum der meisten Städte die Auffassung vor, dass ein

Anschluss an das Eisenbahnnetz nicht nur ökonomisch sinnvoll, sondern im Wettbewerb

Abb. 2 Eisenbahnkarte der Volksrepublik Polen, 1953



mit benachbarten Staaten und Städten geradezu überlebensnotwendig war. Die Umsetzung dieser Pläne hing in erster Linie von der Mobilisierbarkeit des regional vorhandenen Kapitals ab, das in den 1840er sowie in den 1860er und frühen 1870er Jahren vorrangig in private Aktiengesellschaften, in den 1850er Jahren sowie ab 1880 überwiegend in steuer- und anleihenfinanzierte Staatseisenbahnen floss.⁴

Im Russländischen Reich ging es angesichts grundlegend anderer ökonomischer und geographischer Voraussetzungen zunächst weniger um ein Netz von Eisenbahnen, sondern um die Überwindung der enormen Distanzen und die Erschließung des weiten Landes durch einzelne Linien.⁵ Außerdem lehnte das russische Militär seit den 1870er Jahren den Bau weiterer Eisenbahnlinien im westlichen Grenzgebiet ab.⁶ Man befürchtete, dass anderenfalls deutsche Truppen im Kriegsfall zu schnell die Weichsel erreichen würden. Ähnlich begründete Einsprüche durch das deutsche bzw. preußische Militär, dessen Zustimmung natürlich ebenfalls vor der Erteilung von Konzessionen für einzelne Eisenbahnstrecken oder vor dem Bau einer Eisenbahnlinie durch den Staat eingeholt wurde, sind nicht bekannt. So baute

Tab. 2 Dichte der Eisenbahnnetze und Bedeutung der nicht-agrarischen Wirtschaft in den polnischen Teilungsgebieten

Preußen bis 1900 vier Stichbahnen an die Ostgrenze, von denen zunächst keine und zwischen 1900 und 1914 nur zwei durch die Errichtung grenzüber-

schreitender Verbindungen, die bis Kalisch bzw. Tschenstochau führten, an das polnische Netz angeschlossen wurden.⁷

So wie List für das Gebiet des Deutschen Bundes ein multizentrales, die wichtigsten Handels- und Residenzstädte verbindendes Eisenbahnnetz vorsah, entwickelten bereits 1825 Erzherzog Johann, der in vielerlei Hinsicht an technischem und ökonomischem Fortschritt interessierte Bruder von Kaiser Franz I., sowie 1829 Franz Xaver Riepl, Mineraloge und Erbauer des Puddel- und Walzwerkes von Witkowitz, Vorschläge für den Bau der ihrer Meinung nach für die Habsburgermonarchie wichtigsten Eisenbahnlinien. Johann hatte die Vision einer modernen transkontinentalen Verkehrsachse zwischen Hamburg und Triest. Diese sollte die seit der Schifffahrtsakte von 1821 und der Entwicklung von Dampfschiffen aufblühende Elbschifffahrt ebenso einbinden wie eine Eisenbahn von Böhmen über Graz nach Triest. Die eher an der Einbindung der Monarchie in die Weltwirtschaft und der Modernisierung der von Johann auch sonst geförderten Steiermark als an der binnenwirtschaftlichen Integration orientierte Stoßrichtung des Konzepts wird sowohl durch die Umgehung der Hauptstadt Wien als auch durch die Kombination einer Anbindung an die Nordsee mit der Stärkung von Triest für den Handel mit dem Orient und Indien deutlich. Während Johanns Idee bis heute nicht umgesetzt wurde – wie jeder, der mit der Bahn von Prag oder Linz nach Graz oder Triest reisen will, erfahren wird –, bildete Riepls Idee einer Eisenbahn, die das Imperium

Territorium Staatliche Zugehörigkeit	Provinz Posen Preußen/ Deutsches Reich	Galizien Zisleithanien/ Habsburgermonarchie	Königreich Polen Russisches Reich
Länge der Eisenbahnstrecken (km) 1912	2890	4120	3596
Eisenbahnnetzdicke (km pro 1.000 km ²)	99	52	28
Eisenbahnnetzdicke (km pro 100.000 Einwohner)	135	51	30
Anteil der Beschäftigten im sekundären und tertiären Sektor (%)	46	23	43
Jahr der Volkszählung	1907	1900	1897

Quelle: Economic History of Poland in Numbers. Warszawa 1994, 80, 110.

von Nordosten nach Südwesten durchziehen sollte, indem sie Brody an der russischen Grenze mit den galizischen Salzgruben um Bochnia, den Kohlegruben des Ostrauer Reviers, der Hauptstadt Wien und dem Hafen Triest verband, die Grundlage für die erste ausschließlich mit einer Dampflokomotive betriebene Ferneisenbahn der Monarchie: die Kaiser-Ferdinand-

Nordbahn, die Wien bereits 1838 mit Brünn und in den 1840er Jahren auch mit Olmütz, Ostrau, Oderberg und schließlich Krakau verband. In den 1850er Jahren folgte die Südbahn, also die Verbindung zwischen Wien und Triest. Der Bau dieser ältesten normalspurigen Gebirgsbahn der Welt über den Semmering war technisch sehr anspruchsvoll.⁸

Mitinitiator einer anderen österreichischen Pionierleistung, des 1825 begonnenen Baus der ersten Eisenbahnfernstrecke auf dem europäischen Kontinent von

Budweis nach Linz, die nach ihrer Fertigstellung im Jahre 1832 allerdings mit Pferden betrieben wurde, war Franz Anton Gerstner. Gerstner war Professor für Vermessungswesen am Polytechnikum in Wien und ist 1834 nach Russland eingeladen worden, um dort die Uralbergwerke zu besuchen. Er legte anschließend dem Zaren eine Denkschrift vor, in der er die vorgefundenen Verkehrsverhältnisse kritisierte und Eisenbahnbauten zwischen Moskau und Petersburg sowie nach Nischni-Nowgorod und Kasan vorschlug. Der ansonsten konservative Zar Nikolai I. verstand sehr schnell die militärstrategischen Vorteile einer Verbindung der beiden russischen Hauptstädte mit der Wolga. Gerstner bekam daher die Erlaubnis, eine Versuchsstrecke zwischen St. Petersburg und Zarskoje Selo zu bauen, die später bis Pawlowsk verlängert wurde. Diese Strecke wurde bereits 1838 eröffnet, hatte allerdings keinerlei Bedeutung für

den Güterverkehr, sondern wurde fast ausschließlich von den Petersburgern für Tagesausflüge genutzt.

Die erste Ferneisenbahn des Russischen Reiches berührte dann weder Moskau noch St. Petersburg, sondern führte von Warschau in den schlesischen Grenzort Sosnowitz (poln. Sosnowiec), wo Anschluss an die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn hergestellt wurde. Im Konzessionsvertrag für die Warschau-Wiener Eisenbahn von 1839 garantierte die russische Regierung den Aktionären eine Dividende von 4 % und entwickelte damit ein Subventionsinstrument, das später vielfach auch in Mittel- und Westeuropa angewendet wurde. Trotzdem ging der Bahngesellschaft 1842 das Geld aus, sodass der Staat den Bau selbst übernahm und die Linie bis 1848 fertigstellte. Noch im gleichen Jahr wurde die Eisenbahn für den Transport von Truppen zur Niederschlagung des ungarischen Aufstandes genutzt. Außerdem erfolgte nun der Bau der Eisenbahn von St. Petersburg nach Moskau (1848–1851) durch den Staat. Das nächste Bahnprojekt St. Petersburg–Warschau musste jedoch beim Ausbruch des Krimkrieges 1853 unterbrochen werden. Der Weiterbau der 1.330 km langen Strecke erfolgte von 1857 bis 1862 nicht mehr durch den auch finanziell angeschlagenen Staat, sondern durch die von französischem Kapital dominierte Grande Société des chemins de fer russes.⁹

Von den späten 1850er Jahren bis 1873 dominierte also auch in Ostmitteleuropa der private Eisenbahnbau. Dies führte hier seit 1866 – wie in fast allen anderen europäischen Ländern – zu einem wahren Eisenbahnbauboom. In dieser Zeit fungierte die Eisenbahn auch in der Habsburgermonarchie und im Russländischen Reich als Führungssektor der Industrialisierung, beförderte also wirtschaftliches Wachstum und Strukturwandel und stabilisierte dadurch indirekt auch die imperiale Herrschaft. Die Nutzung der Eisenbahnen für konkrete imperiale Ziele war jedoch in einem Privatbahnsystem nur möglich, wenn diese mit den kommerziellen Interessen der – in der Habsburgermonarchie wie auch im Russländischen Reich meist ausländischen – Investoren harmonierten.

Der Boom endete im Mai 1873 mit dem Wiener Börsenkrach. Dessen psychologische Folgen – der Verlust des Vertrauens in das liberale Wirtschaftsmodell – waren mindestens ebenso gravierend wie die realwirtschaftlichen Konsequenzen der Depression.

UWE MÜLLER hat sich bereits mit verschiedenen Aspekten der Verkehrsinfrastrukturgeschichte beschäftigt, von den ersten Chausseebauten im 18. Jahrhundert bis zur Verkehrspolitik der DDR. Der hier präsentierte Artikel geht auf die GWZO-Ringvorlesung *Eisenbahn in Ostmitteleuropa zwischen Utopie und Nostalgie* zurück. Unlängst hat der Wirtschaftshistoriker aus der Projektgruppe »Ostmitteleuropa. Transnational« das Themenheft *Economic Entanglements of East Central and Southeast Europe in the 19th and 20th Centuries* (Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 2014) herausgegeben.

Die folgende sozialkonservative Wende bestand im Bereich der Eisenbahnpolitik zunächst in der staatlichen Übernahme von in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratenen Unternehmen. Später wurden weitere Eisenbahngesellschaften aufgekauft und neue Strecken hauptsächlich durch den Staat gebaut. Vor allem Ungarn praktizierte eine auch im europäischen Vergleich sehr systematische Verkehrspolitik. Dies betraf sowohl den Ausbau des Eisenbahnnetzes als auch die Gestaltung der Transporttarife. Beides zielte auf die Förderung eines auf Budapest ausgerichteten Zentralismus sowie die Unterstützung der Landwirtschaft und der Mühlenindustrie.¹⁰ In ähnlicher Weise war Preußen durch eine sehr konsequente Verstaatlichung in der Lage, mithilfe der auf den Hauptstrecken erzielten Gewinne den Ausbau des Eisenbahnnetzes in den strukturschwachen Regionen zu finanzieren. Im Russländischen Reich und in Zisleithanien blieben jedoch – auch aus Rücksicht auf ausländische Anleger – profitable Unternehmen, wie die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn und die Warschau-Wiener Bahn unangetastet, was die Möglichkeit des Einsatzes von Eisenbahnen als Instrumente regionaler Strukturpolitik verringerte.

Mit der Einführung des Staatsbahnsystems waren also die Möglichkeiten, eine imperiale Eisenbahnpolitik zu betreiben, wesentlich gewachsen. Unter den eingangs erwähnten vier Funktionen der imperialen Eisenbahnpolitik war in Ostmitteleuropa die innere Konsolidierung sicher die wichtigste.

Das Eisenbahnnetz, mit dem insbesondere der preußische und der ungarische Staat ihre Territorien überzogen hatten, diente nicht nur dem Güter- und Personentransport, sondern auch als Symbol für die Stärke und Modernität des Staates sowie zur administrativen und militärischen Beherrschung des Raumes. In allen Imperien wurde die Eisenbahnpolitik außerdem in zunehmendem Maße von nationalitätenpolitischen Zielen beeinflusst. Dies betraf etwa die Festlegung einer einheitlichen Verkehrssprache, die Umwandlung der Bahnangestellten in Staatsbeamte sowie die Personalpolitik in den ethnisch gemischten Randgebieten. Der Zisleithanische Ministerpräsident Ernest von Koerber versuchte 1900 sogar, durch ein groß angelegtes Infrastrukturprogramm für die böhmischen Länder und Galizien die tschechische Obstruktion im Reichsrat zu beenden. Die russländische Eisenbahntarifpolitik bevorzugte seit etwa 1890 die russischen Industriezentren gegenüber den polnischen und lenkte auch die Getreideexporte über die eigenen Ostseehäfen, indem sie Transporte nach Danzig und Königsberg verteuerte. Der über die Grenzen der Imperien hinausgehende Verkehr war weitgehend auf die bereits vor 1875 errichteten Eisenbahnstrecken angewiesen. Einen expansionistischen Charakter hatten daher allenfalls die österreichisch-ungarische Eisenbahnpolitik auf dem Balkan und die russische in Asien.

1 Vgl. exemplarisch OSTERHAMMEL, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. Bonn 2010, 1018–1023.

2 SCHENK, Frithjof Benjamin: Russlands Fahrt in die Moderne. Mobilität und sozialer Raum im Eisenbahnzeitalter. Stuttgart 2014, 37 f.

3 LAMPE, John/JACKSON, Marvin: Balkan Economic History, 1550–1950. Bloomington 1982, 382.

4 THEN, Volker: Eisenbahnen und Eisenbahnunternehmer in der Industriellen Revolution. Ein preußisch/deutsch-englischer Vergleich. Göttingen 1997. – MÜLLER, Uwe: Die Bedeutung des Eisenbahnbaus und des Eisenbahnnetzes für das Wirtschaftswachstum sowie den sektoralen und regionalen Strukturwandel im deutschen Industrialisierungsprozess. In: Internationale Wissenschaftliche Vereinigung Weltwirtschaft

und Weltpolitik (IWVWW) – Berichte 21/190–191 (2011), 95–110.

5 SCHENK (wie Anm. 2), 16.

6 Die Befestigung und Vertheidigung der deutsch-russischen Grenze. Dem deutschen Volke dargestellt von einem deutschen Offizier. Berlin 1887, 9.

7 MÜLLER, Uwe: Der deutsch-russische Handelsverkehr und seine Auswirkungen auf die Wirtschaft in den östlichen Grenzgebieten des Kaiserreiches. In: Natürliche und politische Grenzen als soziale und wirtschaftliche Herausforderung. Referate der 19. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 18. bis 20. April 2001 in Aachen. Hg. v. Jürgen SCHNEIDER. Stuttgart 2003, 129–150, hier 139 f.

8 BACHINGER, Karl: Das Verkehrswesen. In: Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. I: Die wirtschaftliche Entwick-

lung. Hg. v. Alois BRUSATTI. Wien 1973, 278–322, hier 278–291. – KLENNER, Markus: Eisenbahnen und Politik 1758–1914. Vom Verhältnis der europäischen Staaten zu ihren Eisenbahnen. Wien 2002, 113–156.

9 WESTWOOD, John Norton: Geschichte der russischen Eisenbahnen. Zürich 1966, 15–40. – KLENNER (wie Anm. 8), 58–66.

10 JORDAN, Peter: Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes auf dem Gebiet des heutigen Jugoslawien (bis 1918). In: Eisenbahnbau und Kapitalinteressen in den Beziehungen der österreichischen mit den südslawischen Ländern. Hg. v. Richard G. PLASCHKA, Anna M. DRABEK und Birgitta ZAAR. Wien 1993, 13–30, hier 16–21. – KAPOSÍ, Zoltán: Die Entwicklung der Wirtschaft und Gesellschaft in Ungarn 1700–2000. Passau 2007, 67–72.

FRANK HADLER

»Nichtphilosoph« und nicht einmal »Fasthistoriker«

Über Jan Masaryk (1886–1948)

Aus einer Verleihung der Ehrendoktorwürde an den Außenminister eines Staates auf außerwissenschaftliche Beweggründe zu schließen, liegt doppelt nahe, wenn es sich um den Sohn des Namenspatrons der betreffenden Universität handelt und dieser einst selbst Staatspräsident war. Nimmt der zu ehrende Sohn den angebotenen Titel eines Doktors *honoris causa* der Philosophischen Fakultät entgegen und erklärt: »Es scheint mir, dass aus mir statt eines Nichtphilosophen ein Fasthistoriker wird, und auch dort gehöre ich nicht hin«, ist der politische Gehalt einer solchen Ehrenpromotion geradezu mit Händen zu greifen. So geschehen am 20. Januar 1948 in Brünn an der Masaryk-Universität. **Abb. 1** Hier hielt Jan Masaryk die letzte große Rede seines Lebens, das wenige Wochen später abrupt endete. In seine Dankesworte stieg er ein mit einer Anspielung auf den Präsidentenvater Tomáš G. Masaryk: »[...] ich weiß, dass der, dessen Namen die Brünner Universität trägt, wäre er noch am Leben, nachsichtsvoll milde lächeln würde«, und endete mit einem Hochruf auf den Präsidentenfreund: »Vivat Praeses Rei Publicae nostrae, Eduardus Beneš.«¹

Doch nicht das dramatische Prager Schlusskapitel der Lebensgeschichte von Jan Masaryk soll hier behandelt werden. Im Zentrum stehen vielmehr Wahrnehmungen seiner Person als Präsidentensohn und Diplomat im Dienste der Tschechoslowakei. Zu Erstem war er mit etwas über dreißig durch die Tatsache geworden, dass sein Vater seit Ende 1918 das Präsidentenamt bekleidete; zu Letztem ein Jahr später, zunächst kurzfristig als tschechoslowakischer *chargé d'affaires* in Washington D. C. und dann ab 1925 als langjähriger Botschafter in London. Mit einigem Augenzwinkern kommentiert Jan – von Familie und Freunden Jenda



oder Jenik gerufen – diesen Einstieg in den auswärtigen Dienst später so: »Nach dem Ersten Weltkrieg sagte man mir, ich könnte Diplomat sein. Und dies nur, weil ich Sprachen kannte, mich jeden Tag rasierte und die Mädels gern hatte.«²

Die folgenden Ausführungen über Jan Masaryk basieren auf z. T. sehr persönlichen Reflexionen von Zeitgenossen, die ihn in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen erlebt hatten. Zum Ersten sind das die Erinnerungen der slowakischen Historikerin

Abb. 1 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Masaryk-Universität Brünn an Jan Masaryk, 10. Januar 1948

Anna Gašparíková-Horáková, die nach ihrem Studium in Prag ab 1929 mit den Masaryks in Lány, dem hauptstadtnahen Präsidentensitz, lebte. Zum Zweiten kommt mit Viktor Fischl ein 1912 geborener jüdischer Schriftsteller zu Wort, der 1948 nach Israel ging, den Namen Avigdor Dagan annahm und später unter anderem Botschafter in Polen und Jugoslawien wurde. Als dritter Zeitzeuge bietet sich der britische Journalist, Geheimagent und Diplomat Sir Robert Bruce Lockhart an, der mit Jan Masaryk eng befreundet war.

Frau Gašparíková-Horáková war von Tomáš G. Masaryk als persönliche Archivarin und Bibliothekarin angestellt worden. Während der Jahre ihres Wirkens in der Präsidentenfamilie machte sie sich unregelmäßige Tagebuchnotizen, aus denen das Manuskript eines Buches mit dem Titel *U Masarykovcov* (Bei den Masaryks) entstand. Es erschien 1995 *posthum*, nachdem die Autorin 1987 hoch betagt mit 91 Jahren verstorben war. In ihren Aufzeichnungen tauchte Jan Masaryk immer dann auf, wenn er seinen Londoner Botschafterarbeitsplatz verlassen hatte, um in Böhmen seinen alten Herrn zu besuchen. Bei diesen seltenen Gelegenheiten notierte sie sich einerseits Beobachtungen zum Vater-Sohn-Verhältnis, andererseits schnappte sie den einen oder anderen Spruch des »Botschafters« zur internationalen Lage auf.

Für die Korrespondenz mit dem Sohn gab es in Lány kein eigenes Postfach. Der Vater ordnete dessen Schreiben höchst selbst den jeweiligen politischen Vorgängen zu und leitete sie an den entsprechenden Bearbeiter weiter. In den Erinnerungen von Gašparíková-Horáková finden sich Kommentare Jan Masaryks zur internationalen Politik Mitte der 1930er Jahre, aus denen man auf die mitunter unkonventionelle Art seines Denkens als Diplomat schließen kann. Als im Oktober 1934 der jugoslawische König Alexander zusammen mit dem französischen Außenminister Louis Barthou in Marseille bei einem Attentat ermordet worden war, soll er gesagt haben:

»Die Auswirkungen sind nicht auszudenken, nicht erahnbar [...]. In einem Moment, da es schien, dass sich die Welt zum Besseren wendet, nach dem Ausgleich mit Bulgarien, auf dem Weg zum Ausgleich mit Italien, verschwindet auf einmal alles im Nebel. In Marseille haben sie auch auf uns gezielt.«



Abb. 2 Umschlag der Prager Ausgabe von 1991

Ein halbes Jahr später hatte Italien Äthiopien überfallen und die Kriegsgefahr stieg. Der Noch-Präsident Masaryk (bis Ende 1935) erkundigte sich bei seinem Sohn nach der Haltung Deutschlands und bekam als Antwort: »Hitler sagt jetzt, dass er nichts unternimmt, aber wer weiß, was ihm im Hirn herumgeistert. Krieg? – Ich hoffe, dazu kommt es nicht.«³

Es kam dazu. Und in dem Jahr, als er begann, traf Viktor Fischl in London erstmals auf Jan Masaryk. Fischl hatte Prag Ende März 1939, vierzehn Tage nach dem deutschen Einmarsch, verlassen, um im Auftrag einer zionistischen Organisation britische Visa für tschechoslowakische Juden zu besorgen. Rebecca Sieff, die Tochter einer reichen jüdischen Familie in Manchester, brachte ihn mit dem nun ehemaligen Botschafter der Tschechoslowakei zusammen. Bei diesem ersten Treffen soll er gesagt haben:

»Beky, Du hast ja schon viele Juden zu mir geführt, aber dieser ist anders als die anderen. Er lächelt. Einen Juden zu sehen, der nicht aufgehört hat zu lächeln, stimmt einen Menschen heute froh. Keep smiling, mein Freund! Das ist wichtiger als alles andere.«⁴

Dieses Zitat findet sich in den Aufzeichnungen Fischls, die er 1952 erstmals unter dem Titel *Hovory s Janem Masarykem* (Gespräche mit Jan Masaryk) in Israel veröffentlicht hatte. Bis 1982 erschienen vier Auflagen dieser *Gespräche*, unter anderem in Chicago, 1986 dann auch in deutscher Übersetzung. Hier wird nach der ersten Prager Aus-

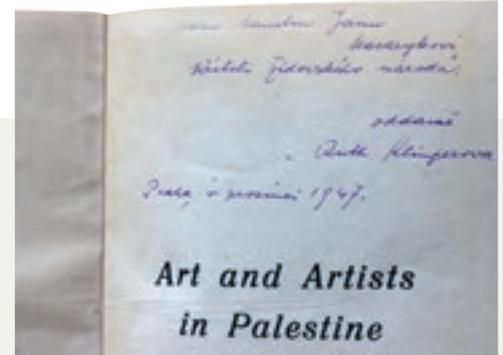


Abb. 3 a, b, c
Titelseiten der
von Ruth Klinger
herausgegebenen
Publikation mit
handschriftlicher
Widmung

gabe zitiert, die erst 1991 vom Verlag Mladá Fronta realisiert wurde. ^{Abb. 2} Das Büchlein ist in thematische Abschnitte gegliedert, die mit weiter nicht belegten Masaryk-Aussagen zum jeweiligen Fragenkomplex gefüllt sind. Eines der Kapitel bezieht sich auf das Verhältnis zu den Juden, für die Jan Masaryk nach Fischls Eindruck »eine gewisse Schwäche hatte«. ⁵ Der Botschafter glaubte an die Kraft des internationalen Judentums, wofür sich auch in den Erinnerungen von Gašparíková-Horáková Anzeichen finden. Im März 1933 soll er bei einem Besuch in Lány zu erkennen gegeben haben, er freue sich, dass Adolf Hitler eine Kampagne gegen die Juden begonnen habe: »Dies wird er sicher verlieren. Die Juden in der Welt haben schon begonnen aufzuschreien.« Und auf die Frage, ob die deutschen Juden dann Asyl bekommen könnten, habe er im Spaß geantwortet: »[D]ie Reichen nehmen wir dankbar auf«. ⁶

Ein solcher *ex post* geradezu makaber zu nennender Spaß war dann aber rasch verflogen. Ihn ersetzte die persönliche diplomatische Unterstützung von Juden. Dafür dankend, versah Ruth Klinger ein Exemplar des von ihr 1946 in Tel Aviv edierten Handbuchs *Arts and Artists in Palestine* ⁷ mit folgender handschriftlichen Widmung: »Panu Ministru Masarykovi, příteli židovského národa. Oddané Ruth Klingerová, Praha, v prosinci 1947«. Die Herausgeberin hatte es also »Dem Herrn Minister Jan Masaryk, dem Freund der jüdischen Nation« im Dezember 1947 in Prag »ergeben« dediziert. ^{Abb. 3a, b, c} Zu genau diesem Zeitpunkt war Jan Masaryk – seit 1940 Außenminister der

beiden von Edvard Beneš geführten Londoner Exilregierungen, ab 1945 der drei Prager Nachkriegsregierungen – von seiner letzten Auslandsreise nach Prag zurückgekehrt. Ob und bei welcher Gelegenheit das fragliche Exemplar des englisch-hebräisch gedruckten Handbuchs in die Hände des Ministers gelangt ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Wohl aber, dass dieses Exemplar seit einem Vierteljahrhundert in der Bibliothek des Autors dieses Beitrags steht. Ein Kollege hatte es 1989 in einem Prager Antiquariat für 16 Kronen erstanden und ihm anlässlich der Verteidigung seiner Doktorarbeit überreicht. Das war an einem 14. September, und mithin an einem Datum, das Sohn und Vater Masaryk durch den Geburtstag des einen und den Todestag des anderen verband ...

Doch zurück ins Jahr 1947, auf das Bruce Lockhart, der dritte Zeitzeuge, besonders ausführlich eingeht. Er hatte nach dem Ersten Weltkrieg in der britischen Botschaft in Prag gearbeitet und war während des Zweiten Krieges als *British Liaison Officer* für die tschechoslowakische Exilregierung in London zuständig. Seine 1952 als *My Europe* veröffentlichten Erinnerungen, auf die sich die folgenden Passagen gründen, erschienen ein Jahr später auf Deutsch. Hier findet sich der Bericht eines Pragbesuches vom Mai 1947:

»Es war längst dunkel, als wir in Prag ankamen und auf dem Bahnsteig stand Jan Masaryk, um mich ins Palais Czernin zu bringen, das den Lorettoplatz in Altprag [sic!], hoch über der

Neustadt liegend, beherrscht. Kein Auswärtiges Amt in der ganzen Welt ist so schön gelegen. Hier hatte Jan über den Kanzleiräumen seine Amtswohnung als Außenminister [...].«

Lockhart verband mit dem nahezu gleichaltrigen Masaryk eine aufrichtige Freundschaft – was sich sehr schön in der Herausgabe eines kleinen, 1951 in London als bibliophile Ausgabe gedruckten, Ende 1952 ebenda auch tschechisch erschienenen Büchleins mit Erinnerungen spiegelt.^{Abb. 4} Er hatte daher keine Scheu, auch auf die problematischen Seiten seines Fellows zu verweisen: »Abgesehen davon, dass er zu keiner politischen Partei gehörte, lag seine Hauptschwäche als Politiker darin, dass er nicht nein sagen konnte. Er gab mehr Versprechungen, als ein Mensch hätte halten können.« Die Konsequenzen bekam Lockhart zu sehen: »Wenn aber jemals ein Mann an körperlicher und geistiger Erschöpfung litt, so war es in jenem Sommer 1947 Jan Masaryk.« Dennoch beschreibt Lockhart auch Momente der Ausgelassenheit, wie einen Abendempfang, bei dem er Jan Masaryk mit viel Wodka dazu überredete, sich ans Klavier zu setzen. Dabei soll er sowohl slawische Volkslieder intoniert als auch Kompositionen des kurz zuvor in Prag gewesenen Sergej Prokof'ev improvisiert haben.

Abb. 4 Titelseite der tschechischen Ausgabe von 1952

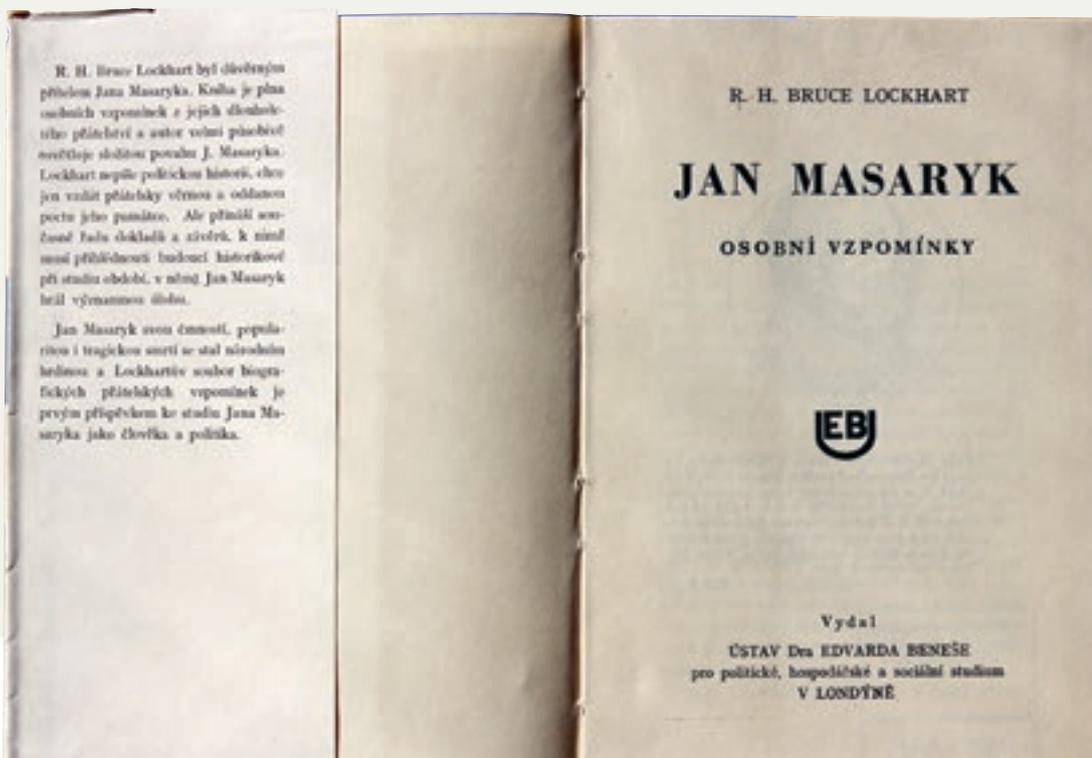
Schließlich bietet sich die Lockhart'sche Zeitzeugenschaft bei aller Quellenkritischer Reserviert-

heit auch an, um wenigstens ein Beispiel des Humors zu geben, den man Jan Masaryk nachsagte. So wusste der Freund davon zu berichten, der für den sowjetischen Außenminister Molotov gebrauchte Spitzname sei »steinerner Hintern«, denn »je stärker man ihn trete, desto mehr schmerze einem der Fuß«.

Im Dezember 1947 fanden in London Beratungen der Vereinten Nationen statt, an denen neben dem verulkten Moskauer

Chefdiplomaten Molotov auch Jan Masaryk als sein tschechoslowakischer Amtskollege teilnahm. Von vielen Seiten wurde er damals gedrängt, nicht nach Prag zurückzugehen. Auch Lockhart insistierte, bekam aber beim letzten Treffen der beiden am 3. Dezember 1947 zu hören: »Man kann sein Land zweimal, ja oft verlassen, wenn es gilt, einen auswärtigen Feind zu bekämpfen. Man kann es nicht, um seine eigenen Landsleute zu bekämpfen.«⁸ Einer von Masaryks Mitarbeitern überlieferte den Satz: »Und auch wenn alles verloren wäre, ich muss zurückkehren, ich

FRANK HADLER ist Fachkoordinator Geschichte des 19./20. Jahrhunderts und Projektleiter am GWZO. Seine Ausführungen basieren auf Vorträgen zum 125. Geburtstag von Jan Masaryk, die er 2011 und später in Berlin, München und Leipzig gehalten hat. 2013 erschien der zusammen mit Krzysztof Makowski herausgegebene Band *Approaches to Slavic Unity. Austro-Slavism, Pan-Slavism, Neo-Slavism and Solidarity Among the Slavs Today*.



kann doch den schwer kranken Beneš nicht im Stich lassen.«⁹ Und so fuhr er.

Über die Gründe, warum Jan Masaryk den Kommunisten unter Klement Gottwald, die 1946 die Wahlen gewonnen hatten, nicht stärker misstraute, ist viel gerätselt worden. Der Germanist Eduard Goldstücker, damals Mitarbeiter der von Masaryk geleiteten tschechoslowakischen Delegation zur UNO-Gründung, meinte 1996 (mit dem zeitlichen Abstand eines halben Jahrhunderts!) aus der Reaktion des Außenministers auf ein Telegramm, das ihm 1946 zu seinem 60. Geburtstag von Gottwald nach London gesandt wurde, Zeichen einer »persönlichen Freundschaft« ableiten zu müssen.¹⁰ Erklärt wäre mit der Freundschaftstheese gleichwohl gar nichts. Ebenso unbelegt ist die These, der parteilose Jan Masaryk habe Ambitionen auf das Präsidentenamt gehabt, welche die tschechische Nachwendepolitikerin Dagmar Burešová auf der großen Prager Tagung zum 110. Geburtstag von Jan Masaryk Mitte September 1996 vertrat. Damals hatte der Autor dieses Beitrags die Gelegenheit, im Czernin-Palais die inzwischen für Besucher zugängliche Wohnung Jan Masaryks zu besichtigen. Unvergesslich blieb der Blick aus dem Badezimmerfenster, von dem aus dieser in den Morgenstunden des 10. März 1948 in den Tod stürzte.

Drei Tage vor seinem Tod nahm Masaryk auf dem Altstädter Ring an den jährlichen Feierlichkeiten zum Geburtstag des Staatsgründers Tomáš G. Masaryk teil, die er vorzeitig verließ, um nach Lány zu fahren.¹¹ Dort besuchte er das Grab des Vaters. Während dessen Werk und Wirken als Präsident der Ersten Tschecho-

slowakischen Republik bereits damals vielfach zum Idealbild eines *philosopher king* in der Demokratie stilisiert wurde, hatte sich der Sohn wenige Wochen zuvor öffentlich als »Nichtphilosoph« bezeichnet. Mit seinen jahrzehntelangen Erfahrungen als weltgängeriger Politiker schloss er es zwar nicht aus, »Fasthistoriker« zu werden, fühlte sich aber – wie eingangs beschrieben – dabei eigentlich nicht wohl. Niemand weiß, welche Gedanken ihn an jenem 7. März 1948 an seines Vaters Grab bewegten. Nur eine Woche später wusste die ganze Welt, dass er direkt daneben nach einem Staatsbegräbnis zur letzten Ruhe gebettet wurde.

Zur Klärung der Todesursache von Jan Masaryk gab es inzwischen vier offizielle Untersuchungen in den Jahren 1948, 1968/69, 1993–1996 und 2001–2003. Ihre Ergebnisse sind 2010 in Prag in einem Buch mit dem Untertitel *Erwägungen über seinen Tod*¹² zusammengetragen worden. Die in Zusammenarbeit mit dem Úřad dokumentace a vyšetřování zločinců komunismu (Amt für die Dokumentation und Verfolgung der Verbrechen des Kommunismus) herausgegebene Publikation wartet mit kriminaltechnischen Details, Photos und Zeichnungen auf – nicht aber mit einer abschließenden Antwort auf die Frage nach Selbstmord oder Mord. Damit werden die Spekulationen sicher weitergehen und hoffentlich auch das Nachdenken über Jan Masaryk, dessen Lebensgeschichte reichlich Stoff bereit hält für Reflexionen, die weit über den Rahmen der tschechoslowakischen Geschichte hinausreichen.

1 Zitate aus der Rede übersetzt nach SUM, Antonín: Osudný krok Jana Masaryka [Der schicksalshafte Schritt des Jan Masaryk]. Praha 1996, 21, 26.

2 Zastavenička s Janem Masarykem [Stelldichein mit Jan Masaryk]. Hg. v. Jiří JIROTKA. Praha 1948, 18 f.

3 Alle Zitate aus GAŠPARÍKOVÁ-HORÁKOVÁ, Anna: U Masarykovcov. Spomienky osobnej archivárky T. G. Masaryka [Bei den Masaryks. Erinnerungen der persönlichen Archivarin von T. G. Masaryk]. Bratislava 1995, 235, 243.

4 FISCHL, Viktor: Hovory s Janem Masarykem [Gespräche mit Jan Masaryk]. Praha 1991, 12.

5 O židovské otázce [Über die jüdische Frage]. In: FISCHL (wie Anm. 4), 60–66, hier 60.

6 Notiz vom 12.03.1933, in: GAŠPARÍKOVÁ-HORÁKOVÁ (wie Anm. 3), 194.

7 The Handbook Arts and Artists in Palestine. Comprises Theatre, Music, Dance, Painting and Sculptural Art. Hg. v. Ruth KLINGER. Tel Aviv 1946.

8 Alle Zitate aus LOCKHART, Robert Bruce: Mich rief Europa. Begegnungen auf dem Kontinent. Stuttgart 1953, 118, 156 f., 116, 163.

9 Zitiert nach OLIVOVÁ, Věra: Svědectví Jana Masaryka [Die Zeugenschaft Jan Masaryks]. In: Jan Masaryk. Depeše z

Londýna 1938. Hg. v. DERS. Praha 1996, 6.

10 GOLDSTÜCKER, Eduard: O Janu Masarykovi [Über Jan Masaryk]. In: Jan Masaryk. Diplomát, státník, humanista. Praha 1996, 17–22, hier 21.

11 Nach SUM, Antonín: Otec a syn. II. díl. Syn Jan [Vater und Sohn. 2. Teil. Sohn Jan]. Praha 2003, 86.

12 Jan Masaryk: Úvahy o jeho smrti [Jan Masaryk: Erwägungen über seinen Tod]. Praha 2010.

AGNIESZKA GAŚIOR

Wider die deutsche Barbarei

Kunstgeschichte im besetzten Polen während des Zweiten Weltkrieges

Die Verhaftung von 183 Professoren und Mitarbeitern der Krakauer Jagiellonen-Universität am 6. November 1939 und ihre anschließende Verschleppung in die Konzentrationslager Sachsenhausen und Dachau machte die prekäre Lage der Bildungseliten im kurz zuvor besetzten Polen auf einen Schlag deutlich. Mit dem Ziel, das Generalgouvernement mit der Hauptstadt Krakau in ein rein deutsches Siedlungsgebiet zu verwandeln, wurde von Anfang an eine vehemente Dekulturation der polnischen Nation betrieben. Die Maßnahmen reichten von der Eliminierung der polnischen Intelligenz über die Liquidierung aller Theater, Museen und Denkmäler sowie der Presse bis hin zu der Zerstörung höherer Bildungseinrichtungen und einem generellen Bildungsverbot ab der 4. Grundschulklasse. Dennoch wurde auch weiterhin Wissenschaft betrieben, allerdings auf besondere Weise – nationalsozialistische Einrichtungen ersetzten die polnischen Institutionen, und auch viele polnische Wissenschaftler nahmen ihre berufliche Tätigkeit unter den extremen Bedingungen mit neuen »Schwerpunkten« wieder auf.

Die Stellung der geräumten Jagiellonen-Universität nahm schon bald eine neue deutsche Forschungseinrichtung ein: Im Herbst 1940 wurde in den Räumen des Collegium Maius, des repräsentativen Gründungsbaus der Jagiellonen-Universität, das Institut für deutsche Ostarbeit (IDO) eröffnet. Ein weitreichendes, jedoch nie realisiertes Ziel war die Schaffung einer deutschen Kopernikus-Universität. Am IDO entstanden unter Direktor Dr. Wilhelm Coblitz sieben geisteswissenschaftliche und vier naturwissenschaftliche Sektionen mit insgesamt 195 Mitarbeiterstellen, von denen aus Personalmangel 127 mit Nichtdeutschen, überwiegend Polen, besetzt werden mussten.¹ Die Einrichtung hatte zum Ziel, so Generalgouverneur Hans Frank in seiner Eröffnungsrede, »Kulturarbeit [zu] leis-

ten und diese geistige Führungssendung als wichtigste Waffe gegen die Feinde Deutschlands dem Führer zur Verfügung [zu] stellen«.²

Dieses Ziel realisierte auch die im Januar 1941 gegründete Sektion der Kunstgeschichte,³ an der Ewald Behrens, ein ausgewiesener Ostexperte mit Forschungsschwerpunkt in der deutschen Ostkolonisierung, als Leiter und Dorette Richter als Assistentin tätig waren. Die erklärte Aufgabenstellung der Sektionsarbeit war es, »Deutsche Kunst der mittelalterlichen deutschen Besiedlung des jetzigen Raumes des Generalgouvernements [...] wiederzuentdecken, fachlich und kulturpolitisch sowie als Beweis der deutschen Ostkolonisation zum Zwecke des deutschen kulturellen Führungsanspruches im Generalgouvernement auszuwerten«.⁴ Behrens und Richter setzten diese Vorgaben in ihren Schriften um, ohne sie jedoch auf ein ideologisches Postulat zuzuspitzen. Erst im Kontext der besonders öffentlichkeitswirksamen Ausstellungsprojekte sollte sich dieser Anspruch deutlicher herauskristallisieren. **Abb. 1**

1941 trat das Institut mit einer Schau zu Veit Stoß zum ersten Mal öffentlich in Erscheinung. Der gotische Bildhauer war bereits in der Zwischenkriegszeit Gegenstand eines deutsch-polnischen Kunsthistorikerstreites gewesen. Die leichte Zugänglichkeit der Kunstobjekte vor Ort machte es möglich, die zunächst als photographische Wanderausstellung von der Publikationsstelle Dahlem konzipierte Schau nun in Krakau um Originalwerke zu ergänzen. Darunter befand sich auch der riesige Marienaltar, der anschließend ins Reich verbracht wurde. Veit Stoß und seine Zeitgenossen, in denen man einsame Kämpfer mitten im fremden Element zu sehen vermeinte, sollten Vorbildcharakter haben und den deutschen Siedlern, die sich in Krakau einer feindlichen Atmosphäre

ausgesetzt sahen, den Rücken stärken. Eine noch deutlichere Stoßrichtung attestierte 1942 Hans Frank der Ausstellung *Altdeutsche Kunst aus Krakau und dem Karpatenland* in seiner Eröffnungsrede. Die präsentierten Werke seien »unvergängliche Dokumente deutscher Leistung und deutschen Vorstoßenwollens«.⁵ Sie seien die historische Begründung der deutschen Führungsrolle in der Region, woraus sich der Anspruch auf die Wiederbesetzung der Gebiete ableite.

Ihre Breitenwirkung hatten die Ausstellungen im gesamten Reich durch Rezensionen, Filmberichte in Lichtspielhäusern und nicht zuletzt durch Besuche renommierter Gäste, darunter der Berliner Ordinarius Wilhelm Pinder, die ihnen zusätzlich wissenschaftliche Autorität und Legitimität verliehen und von der Presse dankbar begleitet wurden. Auch Dorette Richters Kunstführer zu Krakau zielten auf ein breites Publikum ab. Sie belegten die kulturelle Verwurzelung der Deutschen im besetzten Gebiet und sollten den Leser von der moralischen Rechtmäßigkeit der Besatzungspolitik überzeugen.

Die Tätigkeit des IDO und seiner Kunstsektion wurde nach der Eroberung Lembergs durch die Wehrmacht auch auf diese Stadt ausgedehnt. Dort unterstützte insbesondere Behrens tatkräftig den Sonderbeauftragten für die Sicherstellung der Kunstschätze im Generalgouvernement Kajetan Mühlmann bei

der »Sicherstellung«, eigentlich Plünderung und Beschlagnahmung von Kunstwerken aus Museen und privaten Sammlungen. 1943, mit Einsetzen des »totalen Krieges«, verlagerte sich jedoch der Schwerpunkt der Institutsarbeit auf die militärisch wichtigeren Naturwissenschaften. Gleichzeitig wurden die geisteswissenschaftlichen Sektionen abgebaut. Behrens Einziehung zur Wehrmacht im selben Jahr ließ die Aktivitäten der Abteilung Kunstgeschichte zusätzlich erlahmen.

Die Schließung der polnischen Universitäten traf die zentralpolnische Region Großpolen mit der Hauptstadt Posen besonders empfindlich. Das Gebiet wurde als Reichsgau Wartheland dem Reichsgebiet direkt einverleibt und die polnische Bevölkerung von dort, wie auch aus Pommern und Schlesien, vertrieben. Die intellektuellen Eliten fanden insbesondere in Warschau Zuflucht. Die drastischen Maßnahmen der kulturellen Unterdrückung ließen verschiedene Formen des Widerstands entstehen. Zu ihnen gehörte auch eine geheime Universitätsgründung durch die Posener Professoren zu Beginn des Jahres 1940. Die Gründungsinitiative ging von den Geisteswissenschaften aus, aber auch Fächer wie Medizin oder Chemie waren vertreten.

In Reminiszenz an alte Widerstandstraditionen aus der Zeit der Teilungen

Abb. 1 Ausstellungskündigung auf dem Krakauer Markt



kamen Begriff und Geist der »fliegenden Universität« wieder auf. In der in Warschau gegründeten Untergrunduniversität der Westgebiete gehörten Dezentralisierung und Selbstverantwortung zu den leitenden Prinzipien. Die Geheimhaltung wurde durch ein von Studenten wie Lehrkräften abzulegendes Schweigegeplübe und ein ausgeklügeltes System von Decknamen gewährleistet. Die Verteilung der Seminare auf verschiedene Privatwohnungen sollte den zufälligen Begegnungen ihrer Teilnehmer vorbeugen. Wie notwendig diese Maßnahmen waren, zeigte sich beispielsweise am 17. Oktober 1943, als 19 Chemiestudenten der Untergrunduniversität »aufflogen« und unter dem Vorwurf der Spionage an Ort und Stelle hingerichtet wurden.

Im Lehrprogramm, insbesondere dem der Geisteswissenschaften, sollte sich auch der Kampf um den Erhalt der polnischen Kultur niederschlagen. So hatte die kunsthistorische Fakultät, die Teil des 1943 gegründeten Ablegers der Untergrunduniversität in Tschenstochau war, ein dezidiert polnisches Profil. Die kleine Gruppe von anfangs fünf Studenten wurde vom Posener Professor und Museumsdirektor Szczęśny Dettloff geleitet und von Zdzisław Kępiński unterrichtet. Beide Hochschullehrer galten auch in der Nachkriegszeit als führende polnische Experten für Veit Stoß.

An der zweiten Warschauer Untergrunduniversität, der Józef-Piłsudski-Universität, war u. a. Jan Zachwatowicz, der spätere Generalkonservator Polens, als Leiter der Abteilung Polnische Architektur tätig. Professor Zygmunt Batowski vertrat dort in ganzer Breite die polnische, schlesische und ukrainische Kunst und Architektur der Frühen Neuzeit. Offiziell war Batowski als Übersetzer im Nationalmuseum beschäftigt, wo sein ehemaliger Student, Stanisław Lorentz, als Direktor fungierte. Lorentz habilitierte sich in den Kriegsjahren mit einem Buch zur Kunst der polnischen Aufklärung, während sein Assistent, Zygmunt Miechowski, 1944 seinen Magister über die Warschauer Schlossarchitektur ablegte, nur wenige Wochen bevor er im Warschauer Aufstand fiel.

Während in Warschau die Repressalien des Okkupationsregimes, allein schon wegen der hohen Verluste unter den Lehrenden, die Tätigkeit der Untergrunduniversität empfindlich beeinträchtigen, war die Lage in Krakau günstiger. Auch hier nahm man 1941

die Gründung einer Untergrunduniversität in Angriff. Ihre Struktur war in Form eines Betriebes organisiert. Fakultäten und größere Fachbereiche erhielten Firmenbezeichnungen als Decknamen, die Universität selbst wurde zur »Genossenschaft« mit Vorstand, Hauptversammlung und Arbeitsgruppen. Man bediente sich, auch im Schriftverkehr, einer eigenen Untergrundsprache, z. B. hieß der Professor »Meister«, der Assistent »Geselle«, während der Leiter der Universität mit »Chef der Genossenschaft« bezeichnet wurde. Als dieser fungierte der Sprachwissenschaftler Professor Mieczysław Małecki. Ihn an die Spitze zu setzen war Wagnis und Schachzug zugleich. Denn Małecki, der im Zuge der Verhaftung der Krakauer Universitätsprofessoren in verschiedenen Gefängnissen sowie den KZ Sachsenhausen und Dachau inhaftiert gewesen war, hatte nach seiner Rückkehr 1941 eine Anstellung am Institut für Deutsche Ostarbeit erhalten. Er war einer der etwa 70 Etatmitarbeiter, denen man aufgrund ihrer besonders nützlichen wissenschaftlichen Kompetenzen sogar ein eigenes Büro zuwies. Dort richtete er die Kanzlei der Untergrunduniversität ein und hielt – unter dem Vorwand, jungen Assistenten

Hilfestellung zu leisten – seine geheimen Seminare ab. Diese paradoxe Situation war in gewisser Weise eine direkte Folge

Abb. 2 Deutsche Transportkisten mit Kunstwerken des Warschauer Nationalmuseums



der Okkupationspolitik. Denn eine Einstellung bei deutschen Institutionen und eine gültige Arbeitskarte stellten für die Betroffenen die beste Form des Schutzes vor den gefürchteten »łapanki« (Fangen) dar, den auf den Straßen nach dem Zufallsprinzip veranstalteten Razzien, die ein alltägliches Risiko bedeuteten. Wo aber verlief die Grenze zur Kollaboration? Einige Intellektuelle tauchten völlig unter, andere wiederum sicherten sich bei den Autoritäten

Die Kunsthistorikerin **AGNIESZKA GAŚSIOR** hat sich anlässlich ihrer mit Kolleginnen der TU und HU Berlin veranstalteten Tagung *Kunst in den besetzten Gebieten (1939–1945)* mit der Kunstgeschichte im besetzten Polen beschäftigt. Bis Ende 2013 in der Projektgruppe »Post-Panslawismus« tätig, leitet sie aktuell das Projekt »Bellum, commercia et artes (1554–1721)«. Unlängst ist der unter Mitarbeit von Stefan Samerski herausgegebene Band *Maria in der Krise* (2014) erschienen.

Kunst ausgerichtet. Im Zuge der Professorenverhaftung 1939 wurde Dobrowolski im KZ Sachsenhausen interniert und trug schwere Gesundheitsschäden davon. Außerdem verlor er seine Wohnung samt allen Forschungsunterlagen und einer umfangreichen Bibliothek. Beides beeinträchtigte seine universitäre Lehre. Wann genau dann Dr. Adam Bochnak, ein Experte für Lemberger Barock- und Rokokoplastik, an der Untergrunduniversität Krakau tätig war, ist bis heute unklar. In den Jahren 1943 bis 1944 kam als Verstärkung noch Dr. Guido Chmarzyński hinzu, ein Kenner der pommerischen und schlesischen Kunst und dereinst Absolvent der Universität Posen bei Professor Szczęsny Dettloff. Seine Abhandlung zur Kunstgeschichte Schlesiens, die kurz nach dem Krieg 1948 erschien, übersetzte übrigens 1953 ausgerechnet Behrens, der ehemalige Leiter der Kunstgeschichte am IDO, ins Deutsche. Chmarzyńskis Tätigkeit an der Untergrunduniversität nahm mit

des politischen Untergrunds ab und betrieben ein Doppelspiel von Spionage und Alltags-Kollaboration, indem sie als Angestellte deutscher Einrichtungen interne Informationen über die Besatzer an den Widerstand weitergaben.

Das Fach Kunstgeschichte verbarg sich in Krakau hinter dem Pseudonym »kobierzec« (Webteppich) und war zunächst unter dem Dozenten Tadeusz Dobrowolski auf die prähistorische

seiner Deportation ins KZ Płaszów bei Krakau 1944 ein jähes Ende. Obwohl im selben Jahr noch Dr. Rudolf Jamkas als Dozent rekrutiert werden konnte, sprangen in der Folge 15 Studenten ab, fünf weitere wurden am Tag des sogenannten »großen Fangens« verhaftet und zum Bau von Verteidigungsanlagen an die Ostfront abtransportiert. Somit musste die kunsthistorische Gruppe im Jargon der »Firma« Ende 1944 »Konkurs anmelden«.

Das vielleicht wichtigste Betätigungsfeld der polnischen Kunsthistoriker während des Zweiten Weltkrieges stellten jedoch nicht die Ausbildung, sondern der Schutz und die Dokumentation von Kulturgütern dar. Die in ihren Ausmaßen unvorstellbare, nahezu vollständige Zerstörung polnischer Kulturgüter war durch einen Sonderbefehl Adolf Hitlers eingeleitet worden, den Hans Frank am 19. Januar 1940 folgendermaßen in seinem Diensttagebuch dokumentierte: Es gelte, so Frank, das Generalgouvernement als »Kriegsgebiet und Beuteland rücksichtslos auszu-powern und es in seiner wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Struktur sozusagen zu einem Trümmerhaufen zu machen«. ⁶ Bereitwillig und wortgetreu wurde diese Richtlinie in Akte rücksichtsloser Barbarei umgesetzt, die sich besonders gegen Objekte mit nationalem Identifikationspotential und hohem historischem Wert richteten. Der Kunstraub erscheint im Lichte dieser Dokumente beinahe als Segen. **Abb. 2**

Das Ausmaß der Zerstörung war so groß, dass sich schon kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im polnischen Untergrund Einrichtungen formierten, in denen Informationen zu betroffenen oder gefährdeten Objekten zusammenflossen. Eine Schlüsselrolle spielte in diesem Zusammenhang der Direktor des Warschauer Nationalmuseums Lorentz, Professor Batowskis bereits genannter Habilitant. Lorentz wirkte am Kultusministerium der Untergrundvertretung der polnischen Exilregierung in Warschau, wo er zuständig war für Museen und Sammlungen; der ebenfalls erwähnte Jan Zachwatowicz übernahm die Sparte »Denkmal«. Gemeinsam organisierten sie auch eine Aktion zur Sicherung von Fragmenten des später gesprengten Warschauer Königsschlosses, die in den Jahren 1971 bis 1984 der Rekonstruktion als Grundlage dienen sollten.



Abb. 3 Karol Estreicher mit rückgeführter *Dame mit dem Hermelin* (Leonardo da Vinci), nach 1945

Denn schon am 10. Oktober 1939 waren der Breslauer Kunsthistoriker Dagobert Frey zusammen mit dem Direktor der Breslauer Museen Gustav

Barth und dem Wiener Kunsthistoriker Joseph Mühlmann, einem Halbbruder des Sonderbeauftragten Kajetan Mühlmann, im Schloss zugegen gewesen, um die Demontage der gesamten Ausstattung zu koordinieren. Die im Anschluss in die Wände eingebrachten tausenden Dynamitladungen wurden allerdings erst 1944 gezündet. Die Gruppe um Lorentz versuchte damals, nicht nur das Gebäude selbst, sondern auch das Vorgehen der Deutschen, die für die Räumungstätigkeit Juden einsetzten, photographisch zu dokumentieren.

Auch nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten war Lorentz auf seinem Direktorenposten im Nationalmuseum verblieben, allerdings unter der Aufsicht Alfred Schellenbergs, seines deutschen Vorgesetzten. Ähnlich wie Małecki in Krakau nutzte auch Lorentz sein Büro nicht nur für die vorgesehene Arbeit, sondern gleichzeitig als Dokumentationszentrale zur Erfassung von Schäden, auf die sich nach dem Krieg Erstattungsforderungen stützen sollten. Informationen trafen aus dem ganzen Land ein, jedoch lassen sich ihre Wege nur in

Einzelfällen genau nachverfolgen. Adolf Szyszko-Bochusz beispielsweise, ein Architekturhistoriker, der auf dem Krakauer Wawelschloss als Konservator tätig war und beinahe als einziger Pole Zutritt hatte, informierte die Zentrale über die verheerenden Umbaumaßnahmen durch Hans Frank, der sich dort eine wahrlich königliche Residenz einrichtete.

Die Zerstörungen wurden nach einem klaren Muster klassifiziert: entweder als Schäden durch Kriegshandlungen oder als Akte mutwilliger Zerstörung, für deren Wiedergutmachung Ersatzforderungen an deutsche Sammlungen gestellt werden sollten. Die Informationen wurden an eine Gruppe von acht Personen übermittelt, die unter der Leitung des Krakauer Kunsthistorikers Karol Estreicher im »Büro für kulturelle Erstattungsforderungen« der polnischen Exilregierung zunächst in Frankreich und später in London tätig war. Die erste Veröffentlichung des ausgewerteten Materials erfolgte bereits 1944 auf Englisch, in einer Publikation von 300seitigem Umfang. Allerdings fand diese in der politischen Nachkriegskonstellation keine direkte Verwendung mehr. Immerhin diente sie später als Hilfe bei der Suche nach geraubten Kunstwerken, die Estreicher nach Kriegsende mit großem Engagement betrieb. **Abb. 3 / 4**

Abb. 4 Stanisław Lorentz beim Gemäldetransport in Przesieka, 1945

- 1 RYBICKA, Anetta: *Instytut Niemieckiej Pracy Wschodniej: Kraków 1940–1945 r.* [Institut für Deutsche Ostarbeit: Krakau 1940–1945]. Warszawa 2002.
- 2 Das Diensttagebuch des deutschen Generalgouverneurs in Polen, 1939–1945. Hg. v. Werner PRÄG und Wolfgang JACOBMEYER. Stuttgart 1975, 173–175.
- 3 AREND, Sabine: Die Kunsthistorische Sektion am Institut für Deutsche Ost-

- arbeit im besetzten Krakau (1940–1945). In: Die Etablierung und Entwicklung des Faches Kunstgeschichte in Deutschland, Polen und Mitteleuropa. Hg. v. Wojciech BAŁUS und Joanna WOLAŃSKA. Warszawa 2010, 491–519.
- 4 Undatiertes Fragment, vermutlich von Wilhelm Coblitz anlässlich der Eröffnung des IDO am 20. April 1940. In: Instytut Pamięci Narodowej IPN [Institut für

- Nationales Gedenken], Warschau, Regierung des Generalgouvernement. Personalamt, [Dr. W. Coblitz], b. d. 94/1/5948, k. 12.
- 5 Ansprache Hans Franks anlässlich der Ausstellungseröffnung. In: Bundesarchiv Berlin, R 52 IV/141, Bl. 42–46, hier Bl. 42.
- 6 Das Diensttagebuch (wie Anm. 2), 91 (Abteilungsleitersitzung, Krakau, am 19. Januar 1940).

STEPHAN KRAUSE

Fülkefor I. und das Land Marias

Lajos Parti Nagy persifliert die Verhältnisse im Orbán-Staat

In der renommierten Wochenzeitung *Élet és Irodalom* (kurz: *ÉS*; Leben und Literatur) erschien am 11. April 2014 unter der Überschrift *Magyar mesék* (Ungarische Märchen) die letzte Glosse dieser Reihe von aktuellen »Märchen«.¹ Sie behandelt den Ausgang der ungarischen Parlamentswahlen vom 6. April 2014: **Abb. 1**

»Aus den fünfundvierzig Prozent wankelmütiger Ungarn windet sich nirgends eine solche starke Mehrheit hervor, es sei denn in der Kabineuphorie², wo die unorthodoxen Wahlregeln im Vorhinein den nachherigen Willen absichern. Wer die Urne hat, nimmt deren Inhalt. Wer was abbekommt, nimmt's, wer nichts abbekommt, muss nehmen, was er schlucken muss, eben das. Die Wahlzahlenlehre ist kein Maskenball. Fülkefor I.,³ als die [...] Weltpresse ihn am Tag nach dem Weltereignis zu fragen begann, verstand überhaupt nicht, was zum Henker

sie von ihm wollten, wenn doch die ungarische Zukunft mit einem echt ungarischen Wort benannt werden kann: weiter so, Potemkin ad astra.«⁴

Die von 2011 bis 2014 wöchentlich im *ÉS* erschienenen *Ungarischen Märchen* des Schriftstellers Lajos Parti Nagy sind Ereignissen aus Politik und Gesellschaft in Ungarn gewidmet, die in eine märchenartige Realität transponiert werden. Mit einer ganz eigenen literarisierenden, glossenhaft-politischen Kolumnenpoetik kommentiert Parti Nagy in diesen etwa vierhundert Wörter langen Prosa-miniaturen auf schelmische Weise und aus einer Froschperspektive eine Gegenwart, die alles andere als – im prosaischen Sinne –

Abb. 1 Mitglieder des Frauenchors in Veresegyház in der Wahlkabine



märchenhaft ist. Die *Ungarischen Märchen* zeigen die Verwerfungen dieser Gegenwart, ihre tumbe Alltagsgestalt und politische Charaktermaskerade gerade durch ihre Form.

In einem der ersten Texte geht es um die neue Verfassung, unter die der Staatspräsident seine Unterschrift setzen muss, damit sie in Kraft treten kann. Dieses Märchen imaginiert einen zweifelnden Präsidenten, der die großen Unzulänglichkeiten des Gesetzeswerkes⁵ erkennt und seine Unterschrift verweigert:

»Es war einmal, dass das Königliche Ungarische Fernsehen in die Budaer Burg hinaufging, damit es nicht genau dann nicht dort wäre, wenn der Staatspräsident Pál Schmitt⁶ die Verfassung unterschreibt. Es war dort alles aufgetischt, ungarische Fahne, EU-Fahne, Schinken, Eier, die Heilige Krone, denn die hatte man als Briefbeschwerer dort hinauf gebracht. Das hatte man mit einem Kronenlift gemacht, ja. Da waren zwei Reporter, der eine kniete, der andere dito. Der, der kniete, sagte, es sei keine Übertreibung, als Bulle zu bezeichnen, was dort auf dem Tisch des Herrn Präsidenten liege, weil das so gut ausgearbeitet sei wie der österlichste ungarische Schinken oder auch der ungarischste österliche, Hauptsache, dass es so reif sei. Der da kniete, ergriff das Wort: Es erlitt für uns den Tod am Kreuz, unser Jesus Christus, am Jahrestag von dessen Auferstehung nun diese Neue Zeitrechnung anbeginnt. Es ist

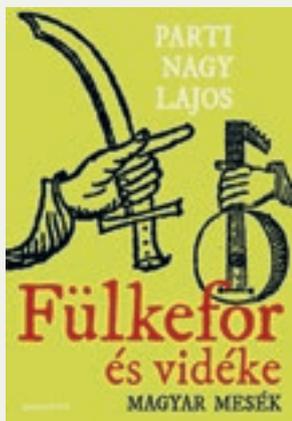


Abb. 2 *Fülkefor und sein Land*, 2012



Abb. 3 *Fülkeufória (und sein Land, einhundertundein neue ungarische Märchen)*, 2014

seine weithin sichtbare Unterschrift, mit der er sogleich Ungarns Verfassung unterzeichnet, die mit der Stephans des Heiligen wetteifern wird. Über das Gesicht von Pál Schmitt huschte hinweg, was darüber hinweghuschte und er sagte: »Liebes Ungarisches Volk, ich habe sie von links betrachtet, habe sie von rechts außen betrachtet, sie ist noch nicht fertig. Auch ist dies nicht die Verfassung der Mehrheit der Wahlbürger, vielleicht gerade so eines Drittels, wenn überhaupt. Da ich die Bedeutung des Momentes erspüre, werde ich dies als ungarischer Patriot nicht unterschreiben.« Damit stand er auf und zog durch die Säle hinaus. Da brach in die dichte Stille hinein ein Klatschen; dann zwei, drei, neun, siebenund-siebzig. So großer Beifall, wie es ihn bei Olympia noch nicht gegeben hatte. Er lebte dann glücklich und zufrieden, bis dass das Telefon klingelte. So ging's zu End' und war vorbei.«⁷

Die Darstellungsmodi der Märchen wechseln zwischen Satire, literarischer Karikatur und politisierender Hyperbel. Das Märchenhafte des Geschehens entsteht durch die reale Unmöglichkeit des Erzählten. Sie erscheint sogar als Undenkbarkeit und weist auf ein ob der allseits herrschenden politischen Paralyse Nicht-Gedachtes hin. Neben diesen inhaltlichen Merkmalen fällt an den Originaltexten die dialektale Abweichung von der ungarischen Standardsprache auf. Die Orthographie der Texte transportiert dies, indem vielfach der Versuch unternommen wird, ein dialektales Lautbild zu verschriftlichen.

Der Vorgang ist als poetisch-ästhetisches Mittel nichts Unbekanntes. Dennoch wären die Termini »Dialekt« oder »Mundartdichtung« nicht treffend. Parti Nagys Texte sind in einem Dialekt verfasst, der sich als *vidéki dialektus* (ländlicher Dialekt) oder *tájszólás* (Mundart) beschreiben lässt. Es handelt sich um einen stilisierten und ästhetisierten Dialekt, der mit Ad-hoc-Bildungen, neologistisch erscheinenden Kompositionen oder Ableitungen und umsemantisierten Wörtern (oft Substantiven und Eigennamen) gespickt ist. Regional einzuordnen wäre er am ehesten im Székelyföld, in dem Szeklerland, einem Teil von Siebenbürgen. Damit transportieren die Märchen ein Moment von Ursprünglichkeit und von etwas originäraithem Ungarischem.⁸ Abb. 2 / 3



Die durch den Dialekt und die (groteske) Szenerie erzeugten Effekte sanktionieren nun aber keinesfalls einen Patriotismus, der als nationales Großsprechertum auftritt. Sie persiflieren vielmehr zentrale Figuren des politischen Lebens in Ungarn sowie nationalistisches Gehabe und dessen Protagonisten. Zum Beispiel erschien, nachdem der Jüdische Weltkongress für den 6. Mai 2013 Budapest als Tagungsort gewählt hatte, das folgende Märchen. Als Kontext wird dabei die Neuvergabe der Verkaufslizenzen für Tabak angesprochen, die in großer Mehrheit an FIDESZ-treue Bewerber gingen. Der hier in seiner Gänze wiedergegebene Text lässt den König (gemeint ist Orbán) sprechen und entlarvt den latenten Antisemitismus in seinen rhetorischen Schleifen und Verbrämungen:

»Es war einmal und es war nachdem der Herr Staatssekretär János Lázár in seiner großen Gegen-das-Rauchen-Kampagne das Angenehme mit dem Nützlichen verband; er tütete die ungarische Rauchpartei, die die Gesundheit bis ins Mark schädigt, ein in die ›Gesundheitsschützende Vereinigung der Nationalen Trafikbesitzer‹ der Partiefamilie. Da war Freude in der Preisspanne-Republik, es wogte kräftig die nationale Trafäkalia, so ausgelassen war der Schwung, dass selbst einige kleinkönigliche Dummheiten nicht auszuschließen

waren, schon nach dem Kosa'schen Gesetz der großen Zahlen nicht. Aber wo Freiheitskampf ist, da ist Freiheitskampf, eben so, wie es in dem berühmten Gedicht von Albert Illyés heißt. Aber es hätte auch noch andere schollengebundene Rassenaufgaben für den König der Ungarn gegeben, der trotzdem gastlich die Juden empfing, die ihn eigentlich im Rahmen ihres Weltkongresses gastlich empfingen. Und zwar auch die, die hier wohnen und nur insofern keine Ungarn sind, als sie Juden sind, und auch die noch, die nur zum Von-hier-Stammen nach Hunnia gekommen waren. Natürlich auch die anderen, wenn sie hungrig sind und wenn die Erkenntnis ist, dass sie sich in Marias Land versammeln, weil dort der Antisemitismus wächst. Ja, nur wächst der in ganz Europa, wenn bestimmte ziemlich beschränkte Jemande die Frage so stellen! Ist denn die Duldung, mal als Beispiel, etwa sowas? Oder die vollmundig laute Beschimpfung als Fremder vielleicht? Oder die Auszeichnung von Kulturnazis für ihre Leistungen etwa? [...] Die von sämtlichen Regierungsblättern angeführte Wirwissenwer-Hetze gegen Imrekertésze und liberale Philosophen,

Abb. 4 Györgyi Kari. Szenischer Märchen-vortrag, begleitet von György Lányi

das soll ein Anwachsen sein? Das Auschwitzeln des Parteisitzverteidigers vielleicht? Oder was ist die heimatweite richtig gefasste Zusammenarbeit mit der Neonazipartei denn!? Man kann in jeder Suppe ein Haar finden, aber das merke er an, merkte der König an: Wenn denn der geehrte weltmächtige Kongress ihm eine Garantie gäbe, dass auch ohne die Rechtsradikalen die königliche Parteilfamilie die Wahl mit Zweidrittelmehrheit gewinnt, dann grenze er sich so sehr von denen ab, dass er an die Wand stoße. Nicht er sei der Antisemit, sondern die Zustände seien so, wo, wenn er nicht gewinne, die Heimat in die Hand der Opposition gerate und die Wirwissenwers kämen. Und dann ist nicht sicher, ob diesseits und jenseits des Sió das Gastrecht so sehr zählt, dass der Gast auch noch sagen kann, was ihm nicht gefällt. Das ist hier und jetzt noch zu danken, ja jede hirnlose Erkenntnis hilft im Kampf gegen die inakzeptablen und unduldbaren Etceteras, an dessen Spitze der König Fülkefor I. steht, und zwar so, dass er sich sogar noch gegen geltende Gesetze wandte und die antizionistische Demonstration der anderen Parteilfamilie verbot, damit die Fassade gewahrt bleibe. Nur ein Abendessen lang!

Welcher König tut so etwas? Keiner! Welcher König macht ein neues Grundgesetz nur, damit er das Ethnikum des Fideszungartums, die Juden, die Zigeuner und wen sonst noch besser schützen kann. Mit Feuer, Eisen, Präambel! Nicht so wie anderswo, im geehrten Drüben mit zweierlei Maß, wo Synagogen gesprengt werden und es kein Wallenberg-Gedenkjahr gibt. Auf dem Boden von Vater Árpád ist Anti-berger und wem so viele Gut-Faschos zu wenig sind, den strafe Tadel und Schmach, solange er noch trafikiert.«⁹

Bei muttersprachlichen Lesern wird der zugleich politisierende und nicht-politisierende Dialekt der Ungarischen Märchen wohl Assoziationen wie »authentisch ungarisch«, »szeklerisch-rural« und »leicht archaisch« wecken. Das Székelyföld gehört heute (seit dem Vertrag von Trianon 1920) zu Rumänien, hat aber nach wie vor einen relativ großen ungarischen Bevölkerungsanteil (2011: 56,8 %).¹⁰ Der Pseudodialekt der *Ungarischen Märchen* verweist ironisch auf diese

historisch-politische Konstellation, die sich (weiterhin) als politisches Thema in Ungarn hält. So sehr der dialektale Klang auf ein sentimental-nationales *hungarikum* anspielt, so sehr wird genau dieses inhaltlich gebrochen. Die Texte geben die (politischen) Figuren und ihr Tun der Lächerlichkeit preis, indem sie sie im Dialekt inszenieren. **Abb. 4**

Eine Entsprechung hierfür zu finden, ist das Problem für eine deutsche Übersetzung. Eine hochdeutsche Variante, gar mit Lösungen für einzelne Ad-hoc-Bildungen, lässt sich erstellen, die vorkommenden Namen etc. erklären. Eine dialektale Variante aber ist schlechterdings nicht machbar. Weder beim Berlinischen, Plattdeutschen oder Sächsischen noch beim Bairischen lässt sich eine

Vorstellung des »archaisch-echt Deutschen« assoziieren. Würde ein Dialekt wie Schlesisch, Niederpreußisch oder Ostpommersch gewählt, so führte dies umso mehr in die Irre, nicht nur dürften wohl nur wenige deutschsprachige Leser einen dieser Dialekte identifizieren, es verbände sich mit ihnen auch keine der genannten Assoziationen.

Die (höchstproblematische!) historische Analogie (zwischen nicht mehr zu Ungarn und nicht mehr zu Deutschland gehörigen Gebieten), auf der diese Auswahl aufbaute, ist demnach letztlich keine. Für ein deutschsprachiges Publikum böte sich der Vortrag eines Textes mit ungarischem Akzent im Deutschen an. Auf diese Weise würde (vielleicht) die Parallelverschiebung der Assoziationskette ermöglicht, könnte doch der – im Vortrag ebenso unernst nachgeäffte – Akzent etwa die mit angelerntem ungarischem Akzent sprechende Liselotte Pulver aus dem 1950er-Jahre-Streifen *Ich denke oft an Piroshka* aufrufen. Damit wäre ein im (bundesrepublikanisch-)deutschen kulturellen Gedächtnis angelegtes klischeehaftes Ungarn-Bild angesprochen, das zwar inhaltlich nicht dem entspräche, was die *Ungarischen Märchen* ironisch im Original produzieren, das sich jedoch

Der Literaturwissenschaftler **STEPHAN KRAUSE** hat im Projekt »Spielplätze der Verweigerung« zu aktuellen Positionen und Poetiken ungarischer Schriftsteller gearbeitet, nachzulesen u. a. im 2014 erschienenen Band *Spielplätze der Verweigerung. Gegenkulturen im östlichen Europa nach 1956*. Aktuell befasst er sich mit Körpern der Romantik, ihrer Ikonisierung und Ästhetisierung in der Literatur Ostmitteleuropas.



in ähnlicher Weise zur Persiflage eignete wie die dialektale Färbung der Originaltexte.

Was die angeführten Textauszüge aber auch im Deutschen zeigen können, ist der inhaltliche Zuschnitt der *Ungarischen Märchen*. Die Inszenierung einer märchenhaften (Text-)Realität lässt sich durchaus erkennen und auch, in welcher Weise sie sich der (politischen) Wirklichkeit entgegen setzen und sich deren Mainstream verweigern. Im Original wird

dieser Effekt gerade durch den diskursiv eigentlich mit gegenläufigem Bedeutungspotential versehenen Einsatz jenes Pseudoszekerisch' mit ausgelöst und verstärkt. Dieses Sprechen erscheint in einer Maskerade, die, so echt-unecht sie sich gibt, die Verdrehungen und Verzerrungen im Orbán-Staat ironisch offenlegt.

Abb. 5 Orsi Horváth, *Budapester Parlament/ Drawing Protest*, Wandgemälde, 2013

- 1 Lajos Parti Nagy, der seit April 2011 jede Woche ein *Märchen* geschrieben hatte, teilt seinen Lesern drei Jahre später mit, er habe die Reihe nun bewusst beendet. So sei es logisch, dass er nach den Wahlen 2014 aufhöre. Vgl. PARTI NAGY, Lajos: Valóban sokat bízok a nyelvre [Ich vertraue wirklich sehr auf die Sprache (Interview)]. In: <http://www.litera.hu/hirek/parti-nagy-lajos-73734> (08.05.2014).
- 2 »Kabineuphorie« ist eine Nachbildung des ungarischen *fülkeufória*, aus *fülke* (Kabine) und *eufória* (Euphorie), das bei Parti Nagy eine Weiterentwicklung von *fülkefor* (Kabine + *for[radalom]*: Kabinenrev[olution]) darstellt.
- 3 Der für Orbán stehende Name *Fülkefor I.* spielt auf »forradalom a választófülkében« (Revolution in der Wahlkabine) an, deutsch etwa *Kabinenrev I.* Als »Revolu-

- tion in der Wahlkabine« hatte Orbán die Parlamentswahl von 2010 bezeichnet.
- 4 PARTI NAGY, Lajos: Magyar mesék [Ungarische Märchen]. In: *ÉS* LVIII, 11.04.2014. Alle Übersetzungen: Stephan Krause.
 - 5 Zu Analyse und profunder Kritik des »Grundgesetzes« (*alaptörvény*) siehe KÜPPER, Herbert: Ungarns Verfassung vom 25. April 2011. Einführung – Übersetzung – Materialien. Frankfurt/Main 2012.
 - 6 Schmitt musste im April 2012 zurücktreten. Seine Doktorarbeit wurde als Plagiat entlarvt. Ihm folgte der bis heute amtierende János Áder.
 - 7 PARTI NAGY, Lajos: Magyar mesék [Ungarische Märchen]. In: *ÉS* LV, 22.04.2011.
 - 8 In dieser durch dialektale Färbung und rural-dörfliche Sphäre generierten

- (scheinbaren) Authentizität dürfte der Erfolg der Kolumnentexte mitbegründet liegen. Die Publikationen im *ÉS* werden mittlerweile von zwei Buchveröffentlichungen (erschienen 2012 und 2014) flankiert, die über 150 *Ungarische Märchen* enthalten. Außerdem sind mehrere CD-Einspielungen erschienen, in denen der Autor seine Texte selbst liest, sowie Videoeinspielungen, in denen die Schauspielerin Györgyi Kari einzelne Texte vorträgt.
- 9 PARTI NAGY, Lajos: Magyar mesék [Ungarische Märchen]. In: *ÉS* LVII, 10.05.2013.
 - 10 Zahl (Komitate Hargita/Harghita, Kovászna/Covasna, Maros/Mures) nach dem rumänischen Zensus von 2011. In: http://www.recensamantromania.ro/wp-content/uploads/2013/07/sR_Tab_8.xls (27.04.2014).

(vom französischen *journal*, »Tagebuch«) folgt einem reisenden Wissenschaftler ins Feld. Es bietet aktuelle Beobachtungen, historische Reportagen, subjektive Eindrücke und »Nebenprodukte« der Recherche, publizierte oder auch eigens verfasste.

Eisenbahn trifft Blutgräfin

Impressionen aus dem Waagtal

UTE RASSLOFF



»Dem Fremden, der auf seinen Reisen die Slowakei auch nur ganz flüchtig berührt, muss ein Besuch des an malerischen Schönheiten so reichen Waagtales auf das wärmste empfohlen werden, reiht es sich doch würdig dem alten Rhein und der vielbesuchten und beliebten Wachau an, die es an der Zahl der Schlösser und Ruinen mit 30 Burgen, Festungen, Kastellen und alten Klöstern noch weit übertrifft.«

Das versprach 1932 ein deutscher Reiseführer. Am Rande einer Forschungsreise lässt sich das prüfen.

Die Akteure der slowakischen Nationalbewegung traten im 19. Jahrhundert oft fernab von Wien oder Budapest auf. Ereignisse wie die Verabschiedung der *Forderungen der slowakischen Nation* 1848 in Liptovský Mikuláš oder die Gründung der Kulturinstitution *Matica slovenská* 1863 in Turčianský Svätý Martin luden diese Orte symbolisch auf. Als neue periphere Zentren waren sie dafür prädestiniert, national-kulturell wichtige Einrichtungen wie Bibliotheken, Museen, Galerien und, wie im Falle Martins, den Nationalfriedhof aufzunehmen. Wer sich beim Studium der slowakischen Romantik mit Digitalisaten nicht zufrieden gibt, sucht diese peripheren Zentren gerne persönlich auf – und gerät dabei unvermeidlich in das malerische Tal der Waag.

Dieser mit vierhundert Kilometern drittlängste Fluss des Karpatenbeckens ist zugleich der längste der Slowakei, deren Territorium er nie verlässt. Die Seitenarme entspringen in der Hohen und der Niederen Tatra. Zur Waag (slowak. Váh, ung. Vág) vereint, durchquert der Fluss das zwischen den beiden Gebirgsmassiven liegende Liptauer Becken Richtung Westen, bis er hinter Ružomberok in schroffen Kerbtälern die Große und die





Kleine Fatra durchbricht. Vor Žilina öffnet sich das Tal wieder, doch nun muss die Waag den Beskiden ausweichen und im rechten Winkel nach Südwesten abbiegen. Sie verläuft fast parallel zur tschechischen Grenze und zu den Weißen Karpaten, tritt bei Nové Mesto nad Váhom in das Tiefland ein und folgt den Kleinen Karpaten nach Süden. In der Donauebene erreicht der Fluss die Stadt Kolárovo, fließt hier mit der Kleinen Donau zusammen und an der Schüttinsel entlang zur Grenzstadt Komárno, wo er in die Donau mündet.

Die Karstlandschaft im Oberlauf der Waag, deren Höhlensysteme von Wasseradern durchzogen sind, scheint geologisch immer noch aktiv zu sein. Beim Hochwasser von 1813, das über einhundert Menschenleben forderte, stammten die Wassermassen nicht nur von der Schneeschmelze und den starken Regengüssen. Augenzeugen berichteten damals von leichten Erdbeben, unterirdischem Getöse, Schwefelgeruch und austretendem warmem Wasser. Nach Erdbeben hatten sich Berge geöffnet, alte Thermalquellen wurden verschüttet und neue aufgetan. Hier riss die Waag immer wieder riesige Felsblöcke mit sich, zermalmte sie und hinterließ weiter unten Geröllfelder und Sandbänke. Sie bildete starke Mäander, wechselte häufig ihr Bett und spaltete sich in mehrere Arme. Darum leiten manche ihren Namen von *vagus* (lat.) her – wanderlustig oder vagabundierend. Die Waag galt als eigensinniger, oft Unheil bringender Fluss. Wegen ihrer unstillen Tiefe von vierzig Zentimetern bis zu sechs Metern ist sie nur im Unterlauf eine kurze Strecke schiffbar.

Dennoch hatte die Waag auch ihren Nutzen. Heilquellen, fruchtbare Lössböden und das milde Klima zogen die Menschen seit jeher in ihr Tal. Zu den ältesten Belegen gehört die über 22.000 Jahre alte *Venus von Moravany*, eine Statuette aus Mammutfelßenbein, die 1938 in der Nähe des Thermalbads Piešťany gefunden wurde. Die Stadt Púchov verlieh einer ganzen

eisenzeitlichen Kultur ihren Namen. Und oberhalb des Stausees Liptovská Mara in der Nähe der Eishöhlen fanden sich Nashornknochen, Höhlenbärzähne, Steinspitzen, Keramiken und eine ganze Wallburg. An der unteren Waag bauten die Menschen Wassermühlen, wie sie heute noch in einem Museum in Kolárovo zu besichtigen sind.

Vor allem war der Fluss eine Verkehrsader. Er garantierte den Bewohnern der unwegsamen westlichen Karpaten die Verbindung zur Welt. Im Winter wanderten sie auf dem zugefrorenen Fluss, das wichtigste Transportmittel aber war das Floß. Die Bergbewohner flößten das begehrte Bauholz aus den Seitentälern der Waag über die Donau bis nach Pest. Sie verschifften das auf dem Landweg aus Polen herbeigebrachte Salz in die südlichen Bezirke. Auch Eisen und Kupfer, Butter und Käse gelangten über die Waag in die Städte. Die Flößer trotzten den Fährnissen des launischen Flusses, und wenn sie ihre Gefährte mit Unterstand und Kochstelle ausrüsteten, vertrauten sich ihnen auch Passagiere an.

Die Forschungsreisende ist komfortabler unterwegs. Nicht nur weil die Waag inzwischen durch ein Kanalsystem und eine ganze Kette von Stauseen reguliert wird. Sie kann mit der Eisenbahn fahren und steigt in Bratislava in den Zug. Als erste Stadt Ungarns erhielt Preßburg 1840 eine Pferdeisenbahn. Deren Strecke begann im Stadtzentrum nahe der Bootsanlegestelle an der Donau. Seit 1846 verkehrte sie bis in die alte Universitätsstadt Trnava. 1871 übernahm die ungarische Gesellschaft Vágvölgyi vasút (Waagtalbahn) die Strecke, baute sie bis Trenčín aus und führte 1873 den Dampfbetrieb ein. Zu diesem Zeitpunkt war die eingleisige Kaschau-Oderberger Bahn, die Schlesien mit Ungarn verband, bereits in Betrieb. Um das bergige Terrain zu bewältigen, hatten dort über achthundert Brücken und zwei Kilometer Tunnel gebaut werden







müssen – die längsten am Oberlauf der Waag. An diese Strecke wurde die Waagtalbahn, die nunmehr der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahngesellschaft gehörte, 1882 bei Žilina angeschlossen. So verschlägt es die Forschungsreisende auf einen Zweig des Pan-europäischen Verkehrskorridors V, wo sie die Landschaft semantisiert, die am Abteifenster vorüberzieht.

Die Eisenbahnstrecke erreicht die Waag kurz nach Trnava bei Leopoldov. Die rechts liegende Festung ist aus dem Zugfenster kaum zu erspähen. Einst zur Abwehr der Osmanen gebaut, diente sie später als Gefängnis. In den 1950er Jahren saßen hier politische Häftlinge wie der nachmalige Präsident Gustáv Husák oder der Prager Kafka-Spezialist Eduard Goldstücker ein. Gegenüber werden die acht Türme des Atomkraftwerks Jaslovské Bohunice mit Waagwasser gekühlt.

Keine zehn Kilometer weiter will die lieblich gewellte Weingegend so gar nicht zu der schrecklichen Berühmtheit passen, welche die Burg Čachtice (dt. Schächtitz, ung. Csejte) der »Blutgräfin« Elisabeth Báthory (1560–1614) verdankt, einer Nichte des polnischen Königs Stephan Báthory. Die Adlige mit den drei Drachenzähnen im Wappen war reich, gebildet und intelligent. Nach dem Tod ihres Ehemanns Franz Nádasdy unternahm sie es, ihre ausgedehnten, von Siebenbürgen über das untere Waagtal bis ins heutige Ungarn und das Burgenland reichenden Besitztümer selbständig zu verwalten. Ende 1610 ließ der Palatin Georg Thurzo das Schloss Čachtice durchsuchen, fand ein oder zwei halbtote Mädchen und stellte die Gräfin unter Hausarrest. Im Januar 1611 strengte er in seinem neuen Schloss in Bytča an der Waag einen Prozess gegen mehrere Angestellte der Gräfin an. Beschuldigte und Zeugen sagten aus, die Báthory habe mithilfe ihres Personals an die 600 junge Mädchen, die zur Ausbildung auf

ihre Schlösser kamen, bei geringsten Vergehen brutal gezüchtigt, sodass die meisten starben. Detailliert schildern die Verhörprotokolle Schläge und Peitschenhiebe, Kratz- und Brandwunden, Nadelstiche, Schnitte mit Scheren und Messern, auch von verhungerten oder erfrorenen Mädchen ist die Rede. Allerdings stammen viele der Aussagen offenbar vom Hörensagen. Zwei Helferinnen verbrannte man in Bytča auf dem Scheiterhaufen, ein Diener wurde enthauptet. Elisabeth Báthory selbst wurde nicht vor Gericht gestellt, sondern im Turm der Burg Čachtice gefangen gehalten, wo sie 1614 starb.

Die Meinungen der Spezialisten zur *causa* Báthory sind gespalten. Einige diagnostizieren impulsiven Sadismus. »Sade wußte nichts von der Existenz Elisabeth Báthorys«, schrieb Georges Bataille, »doch hätten ihre Greuelthaten ihn zweifellos in die schlimmste Begeisterung versetzt.« Andere vermuten einen politischen Komplott gegen die Gräfin. Diese Version übernimmt Juraj Jakubiskos Film *Báthory* (2008), in dem Anna Friel in der Titelrolle lediglich im Kräutersud badet.

Erfolgreicher als jede Unschuldsvermutung war jedoch die blutige Legende. Als die strenge Elisabeth einmal ein Mädchen ohrfeigte, weil es seine Handarbeit nicht ordentlich erledigt hatte – so liest man in nachzeitigen Berichten –, fiel ein Blutstropfen auf sie und machte ihre Haut geschmeidig. Endlich hatte die Eitle ein Verjüngungsmittel gefunden und badete fortan in Jungfernbrut. Diese in der Romantik zu Balladen verarbeitete Sage erlebte ihre erste große Konjunktur kurz nach der Erschließung des Waagtals mit der Eisenbahn, während des *fin de siècle*. Leopold von Sacher Masoch modellierte in der Erzählung *Ewige Jugend* (1886) eine *femme fatale*, die einen unerfahrenen, liebeskranken Mann in die Eiserne Jungfrau steckt. Einige Motive finden sich noch in

July Delpys *Die Gräfin* (2008). Valentine Penrose machte die Gräfin mit dem Buch *Erzsébet Báthory – La Comtesse sanglante* (1962) zur Lesbierin und auch international berühmt. Nach Filmen wie *Countess Dracula* (1972) und Büchern wie *Dracula Was a Woman* (1984) avancierte die Figur zur Ikone des Horror-, Porno- und Vampirgenres. Die Blutgräfin verdankt ihren Ruhm einer Ästhetisierung des Grauens. Nur das Waagtal geriet dabei ins Abseits.

Doch nicht ganz – der Gefängnisturm steht noch. 400 Jahre nach dem Tod der Gräfin soll die Restauration der Burgruine Čachtice vollendet werden. Ein paar versprengte Touristen – Gothic-Fans, Biker, ein tschechisches Pärchen – passieren unter dem Schild »Betreten verboten« das Burgtor. Dort breitet ein schwächlicher Mann ledergebundene Bücher mit Goldschnitt aus und zeigt eine schlechte Kopie von István Csóks Graphik *Báthory Erzsébet* (1895). Er ist Schriftsteller und bietet seine Romane über die Blutgräfin feil. Unter Berufung auf sein Quellenstudium verfiert er die sexualpathologische These und polemisiert gegen Jakubiskos Filmversion von der emanzipierten Frau. Die Forschungsreisende, mit Michael Farins *Heroine des Grauens* im Rucksack, ergreift Partei für den Regisseur, fährt aber trotzdem ins Archiv.

Sie streift Trenčín, wo die Eisenbahnbrücke direkt auf die Burg zusteuert. 1883 wurde sie als geschwungene Stahlkonstruktion errichtet, nach dem Zweiten Weltkrieg musste eine, 1983 auch die zweite Spur erneuert werden, nun in gerader Form. Im Frühjahr 2014 gibt es hier nur Fußgänger und Radler, hundert Meter nördlich wächst schon die neue Brücke. Mit Unterstützung der Europäischen Union wird die Strecke für hohe Geschwindigkeiten ausgebaut. Derzeit benötigt der Schnellzug für die 82 Kilometer durch das Sohlental nach Žilina eine Stunde und siebzehn Minuten. Dafür wird die Reisende mit der Festung Ilava, der Burg Červený Kameň, der Waagburg und der Festung Bytča mit dem Staatsarchiv, wo noch ungenutzte Quellen zur *causa* Báthory liegen sollen, entschädigt.

Nach dem Rechtsknick der Waag, hinter den Industriegebieten und Stauseen von Žilina, wird die Landschaft rauer. Bei Strečno thront direkt über der

hier noch breiten, braun- und graugrün schimmern- den Waag rechts auf einem hohen Felsen malerisch die Burg, von der aus man den Zug nach der Doppelbrücke in den Tunnel verschwinden sieht. Aus dem Abteifenster nicht zu sehen, folgt im Kerbtal mit den dicht bewachsenen Steilhängen links die Burgruine Starhrad. Im späten 17. Jahrhundert verbargen sich auf Strečno anti-habsburgische Kuruzen, bis kaiserliche Truppen die Burg schleiften. Und im Zweiten Weltkrieg bekämpften sich hier Wehrmachtsoldaten und französische Partisanen. An die gefallenen Franzosen erinnert ein Denkmal auf dem Hügel – mit direktem Blickkontakt zu DB Schenker.





Wo der Zug wieder ans Licht tritt, erreicht die Waag im nächsten Durchbruchstal ihre vormals tiefste Stelle. Dort soll die Fließgeschwindigkeit über zwei Meter pro Sekunde betragen haben. Von der einen Seite ragte eine zwanzig Meter hohe Felsmauer weit in das Wasser hinein, ein Stück weiter stand ein turmartiger Felskegel, hinter dem das Wasser in einen Schlund stürzte. Die Felsen, Margita und Besná skala (Wütender Fels) genannt, verengten das Flussbett, machten den Fluss sehr schnell und verursachten Strudel. Den Flößern drohten die Fahrzeuge am Fels zu zerschellen oder in die Tiefe gerissen zu werden. Dass die Skylla und Charybdis der Waag alljährlich ein Menschenopfer fordere, begründeten sie gleichfalls mit einer Sage: Eine vitale Witwe verliebte sich in einen jungen Mann, der allerdings ihre Stieftochter Margita beehrte. Um sie loszuwerden, schickte sie das Mädchen auf Reisen, folgte ihm heimlich und stürzte es hinterrücks vom Felsen. Doch dann meldeten sich Gewissensbisse, und kurz bevor ihre Tat ans Licht kam, warf sich die Witwe selbst in die Fluten. So verkünden es auch die Balladen. Allerdings sucht die Forschungsreisende vergebens nach dem Schauplatz. Die Slowaken haben ihre Loreley gesprengt, und zwar 1937, als sie die Kaschau-Oderberger Eisenbahn auch an dieser komplizierten Stelle zweigleisig ausbauten. So wird der Verkehrsknoten Vrútky erreicht. Südlich davon stand in der Bibliotheksstadt Martin im Sozialismus auch eine der größten Panzer-

fabriken des Ostblocks, jetzt gibt es hier neben Ecco, Volkswagen und Hoechst KraussMaffei sowie mehrere Streckenabschnitte der neuen Autobahn, die mithilfe der EU nun auch durch die engsten Stellen des Waagtals gezogen wird.

Weiter östlich schlängelt sich der Fluss durch die schartigen Massive der Kleinen und Großen Fatra. Im dunkelgrünen Bewuchs der ungestümen Hänge leuchten Travertinfelsen weiß wie Zähne. Bei Kraľovany öffnet sich links Richtung Norden ein weiter Blick in das von den Bergriesen der Magura eingefasste Tal der Orava (dt. Arwa), die hier in die Waag mündet. Das freundliche Gelbgrün ist längst den düsteren blaugrauen Nuancen gewichen. Die immer größer werdenden Berge sind meist von dunklen Regenwolken verhangen. Sie lassen durchaus an Vampire denken. Nicht umsonst drehte Fritz Murnau 1922 seinen *Nosferatu* auf der Burg von Orava.

Während die Forschungsreisende, das Hupen von Lastkraftwagen im Rücken, von der bebenden Autobrücke aus das Panorama studiert, vergegenwärtigt sie sich, dass sie dieselben Standorte aufsucht wie die Maler vor Jahrzehnten. Die Spuren der Erschließung des Waagtals, etwa rostige Eisenbahnbrücken oder Stromleitungen, die immer noch halbsbrecherisch die Steilhänge erklimmen, wirken fast ebenso exotisch wie die Burgruinen; auch in ihnen meint man die Zeugnisse einer längst vergangenen Zivilisation zu erkennen. Hier widersetzt



sich, scheint's, die Naturlandschaft der menschlichen Überformung mehr als anderswo.

Nach dem Durchbruchstal erreichen Fluss und Bahn Ružomberok. Links grüßt von einer Anhöhe die Burgruine Likavka, die im 17. Jahrhundert als Gefängnis diente. Zweihundert Jahre später imaginierten die Romantiker hier ihre in Ketten gelegten slowakischen Helden. Dabei übersieht man die Ruine fast angesichts der alten Zellulose-, Papier- und Textilfabriken, die sich im Kerbtal zu stauen scheinen und die doch so fremdartig anmuten, als hätte man sie in die Gebirgslandschaft hineingebeamt.

Der Bahnhof von Ružomberok unterscheidet sich von der sonst üblichen, oft neobarocken kakanischen Bahnhofsbauweise. Blau getüncht wie ein Bauernhaus, erinnert er mit schindelgedeckten Türmchen und einer sezessionistischen Blumenschnitzerei an die Bäderarchitektur der Jahrhundertwende. Er ist der einzige Bahnhof auf der Liste der nationalen Kulturdenkmäler der Slowakei.

Auf der Kaschau-Oderberger Trasse verkehren immer noch robuste Eisenbahnen. Um die Steigungen zu überwinden, werden zwei, manchmal sogar drei Lokomotiven vor einen Zug gespannt. Auch die Güterzüge rollen in den engen Tälern durch die Personenbahnhöfe. Richtige Bahnsteige gibt es selten, auch keine Unterführung. Auf Schotterwegen und rissigem Beton erweist sich der sonst praktische Rollkoffer der Forschungsreisenden als untauglich, aber auch mit der

Kraxe wird sie auf dem schmalen Streifen zwischen zwei gegenfahrenden Schnellzügen vom Schauder erfasst, bevor sie sich bei einem nur wenige Sekunden währenden Halt von einer mürrischen Schaffnerin in den Waggon zerran lässt. Der kürzeste Weg nach Hause führt über Prag.

Fazit: Die von dem alten Reiseführer avisierten dreißig Schlösser, Burgen, Festungen und Klöster allein machen die Faszination des Waagtals nicht aus, sondern die Konzentration von Gegensätzlichem auf engstem Raum. So bilden zwei Landschaftstypen einen starken Kontrast: Nach nur kurzer Fahrt erreicht man vom melancholischen Tiefland aus eine stürmische Karstlandschaft. Das Waagtal ist neben Bratislava und Kaschau aber auch ein wichtiges Industriegebiet der Slowakei. Wie der Fluss das Geröll, so hinterließen die Menschen hier die Resultate ihres Tuns, und so finden sich nun unmittelbar neben paläolithischen Siedlungsplätzen und mittelalterlichen Burgen Talsperrungen, rostende Fabrikanlagen des frühen 20. Jahrhunderts und postmoderne Sport- und Freizeitparks. Die Landschaft verkittet die heterogenen Splitter der Geschichte; Straßen und Gleise verleihen ihr eine Struktur, die der Fluss bestimmt. Wie vor Jahrhunderten schlängeln sich Menschen- und Güterkarawanen durch das Tal der wetterwendischen Waag. Nur die Fahrzeuge sind moderner, und an den Ufern lauern nicht mehr die Heroinnen des Grauens, sondern die harmlosen Sirenen Tatralandias.

stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

Graffiti und Davidstern

Wie das für polnische Hooligans zusammengeht, erklärt MICHAEL G. ESCH auf einem Streifzug durch die Kraukauer Hool-Szene

Beschreiben wir zunächst einmal, was auf dem – nicht allzu gelungenen – Photo zu sehen ist: An einer Hauswand in einer typischen Krakauer Nachkriegssiedlung, genauer der ul. Teligi im Stadtteil Prokocim, findet sich ein größeres, nicht sonderlich kunstvolles Graffito. Links sind die Buchstaben »AW« zu sehen, darunter ein schwarz durchgestrichener fünfzackiger Stern, weiß auf rotem Grund. Auf dem breiteren Wandstück daneben steht quer über einer älteren, nur teilweise zu entziffernden, blauen Aufschrift: »ŁOWCY PSÓW« (Hundefänger). Schaut man etwas genauer hin, sieht man, dass dieser Teil der Wand vor nicht allzu langer Zeit in etwas hellerem Farbton neu gestrichen wurde. Darunter lesen wir »PROKOCIM«. Eingerahmt wird der Name des Stadtteils von zwei Davidsternen. Die ästhetische Gestaltung beschränkt sich auf die Ausführung der Buchstaben und Zeichen in den drei Farben schwarz, weiß und rot.

Es handelt sich um ein Hooligan-Graffito, mit dem die Hooligans von *Cracovia Kraków* »ihr« Gebiet markieren und sich als unbeugsame Feinde ihrer unmittelbaren Gegner, der Hooligans des örtlichen Konkurrenzvereins *Wisła Kraków*, zeigen. »AW« steht hier für »Anty-Wisła«, der durchgestrichene weiße Stern bezieht sich auf das Wappen des gegnerischen Vereins, ein weißer Stern auf blau-rotem Grund. »Hundefänger« spielt einerseits auf die Ikonographie der Wisła-Hooligans an: Ebenso wie einige andere Hooligan-Gruppen verwenden sie mitunter Kampfhunde als Verbildlichung der eigenen Kampfbereitschaft. Andererseits ist »Hund« eine im Polnischen übliche abfällige Bezeichnung für Polizist und hebt darauf ab, dass *Wisła Kraków* in der Volksrepublik Polen der Verein des polnischen Ministeriums für Öffentliche Sicherheit war.

Die Nennung des Stadtteils wiederum verweist auf die Situiertheit und den ursprünglichen sozialen Charakter der Hooligans: Der Begriff bezeichnete zunächst – um 1899 – eine bestimmte Form irisch-proletarischer Straßenbanden in London, wurde dann um 1900 nach Russland importiert und auf junge Männer aus den Arbeitervorstädten angewandt, die sich auf dem Nevskij-Prospekt und in den öffentlichen Bereichen bürgerlicher Viertel aufhielten, dort Passanten anpöbelten, auf die Straße urinierten und so weiter. In den 1920er Jahren ahndete das sowjetische Gesetz »antisoziales Verhalten« wie »sinnlose Zerstörungen« und Arbeitsscheu als *chuliganstvo*. In den 1950er Jahren tauchte der Begriff in Polen auf, um beispielsweise die militanten Segmente der Streikbewegung von 1956 zu bezeichnen. Erst in den 1980er Jahren wurde der Begriff europaweit an Gewaltphänomene im Kontext der



Fußball-Fankultur gebunden und von den gewaltorientierten Teilen dieser Kultur als Selbstbezeichnung übernommen.

In seiner heutigen Form ist das polnische *chuligaństwo* Teil eines internationalen Phänomens und in seiner konkreten Form sowohl Ausdruck transnationaler Transfer- als auch nationaler und lokaler Aneignungsprozesse. Dies gilt für die auch den Ultras eigene Ablehnung der Kommerzialisierung des Fußballs und das damit einhergehende Selbstverständnis

als »eigentlicher« Kern des Vereins, für die Tendenz, die typischen Schlägereien – in Polen *ustawki* – abseits der Stadien und nach Absprache abzufeiern, für die Übernahme der Skinheadkultur, für musikalische Präferenzen sowie für Teile der in den Graffiti verwendeten Ikono- und Typographien (wie etwa das »S« als Zeichen für Hooligans, das in Warschau – und nur dort – auch als »5« geschrieben werden kann) und für die Bedeutung von Graffiti überhaupt. Mehr noch als in Westeuropa ist das Anbringen eigener bzw. Zerstören oder Übermalen gegnerischer Graffiti ein wesentlicher Bestandteil hooliganistischer Praxis – insbesondere da, wo es zwei nennenswerte Hooligan-Gruppen in einer Stadt gibt. Dies ist vor allem der Fall in Krakau und Lodz, außerdem in Rzeszów.

Bemerkenswert ist dabei ein Phänomen, das im Vorfeld der Europameisterschaft von 2012 europaweit skandalisiert und als ein Spezifikum der polnischen Hooligan-Subkultur angesehen wurde: die Verwendung von jüdischen Motiven, die in den Medien als Ausdruck eines manifesten Antisemitismus aufgefasst wird. Es ist auch hier fraglich, inwieweit dieses Phänomen tatsächlich typisch polnisch ist. Die Beschimpfung von *Ajax Amsterdam* oder *Tottenham Hotspurs* als »Judenklubs« hat lange Tradition und durchaus noch eine Zukunft. Sicherlich ist es in Polen besonders ausgeprägt. Allerdings fällt bei näherer Betrachtung auf, dass jüdische oder antijüdische Motive in Polen nur in den Städten vorkommen, in denen es zwei

»Firmen« gibt, also in Krakau, Lodz und Rzeszów. In diesen Städten sind die Auseinandersetzungen traditionell besonders heftig, in Krakau werden die Derbys seit den 1920er Jahren als »Heiliger Krieg« bezeichnet. Die Hooligans selbst wehren sich – von wenigen, offensichtlich rechtsradikalen Ausnahmen abgesehen – gegen den Vorwurf des Antisemitismus, indem sie erklären, die Diffamierung des Gegners als »Juden« adressiere ja gar keine Juden, gegen die man im Übrigen gar nichts habe. Tatsächlich war von 2011 bis 2013 einer der beliebtesten Spieler von *Wisła Kraków*, dessen Hools um antisemitische Invektiven der alleruntersten Schublade nie verlegen sind, der aus Jawne stammende israelisch-jüdische Stürmer Maor Melikson.

Wie ambivalent dieses Phänomen letztlich ist, deutet sich an den beiden Davidsternen im Fundstück an: Anders nämlich als man vermuten (oder befürchten) könnte, sind sie positiv gemeint. Während die beiden Lodzer Gruppen sich gegenseitig als jüdisch beschimpfen, indem sie auf die jeweils vorhandenen jüdischen Mitgründer des gegnerischen Vereins



verweisen, hat eine der beiden Krakauer Firmen – die der *Cracovia* – um 2007 eine Art Stigmaumkehrung vorgenommen und sich in »JudeGang« umbenannt. Ihre Markierungen – mitunter verkürzt zu J☆G – fanden sich noch 2012 an verschiedenen Stellen der Stadt.

In den Graffiti wird nicht nur deutlich, dass es sich mit der Verwendung jüdischer Motive und antisemitischer Invektiven möglicherweise doch nicht so simpel verhält, wie es meist wahrgenommen wird: Die positive Belegung des Davidsterns durch eine wichtige Hooligan-Kampfgruppe widerspricht einem pauschalen Antisemitismus-Vorwurf. Darüber hinaus deutet sich an, dass diese Markierungen durchaus keine vollständige Aneignung der markierten Viertel bezeichnen, sondern lediglich innerhalb der Hooligan-Subkultur gelten – ebenso wie die »echten« Hooligans die Einbeziehung von Unbeteiligten in ihre Schlägereien vermeiden. Noch deutlicher ist diese »Hermetik« in Lodz, wo die Graffiti sehr häufig nur aus Abkürzungen und Farbkombinationen bestehen und Außenstehenden kaum noch verständlich oder auch nur als Hooligan-Graffiti erkennbar sind.

Das hier gebotene Fundstück verweist damit auf zweierlei: zum einen darauf, dass und wie Graffiti als eine wichtige Quelle zur Rekonstruktion von Selbstverständnis und kulturellen Praktiken einer Subkultur herangezogen werden können; zum anderen darauf, dass sich über Ikonographie, graphisch-bildnerischen Charakter und konkreten Ort der Mitteilungen, als die Graffiti verstanden werden müssen, ein Weg erschließt, Formen und Ausmaß der Aneignung von Stadt durch Hooligans genauer zu bestimmen.

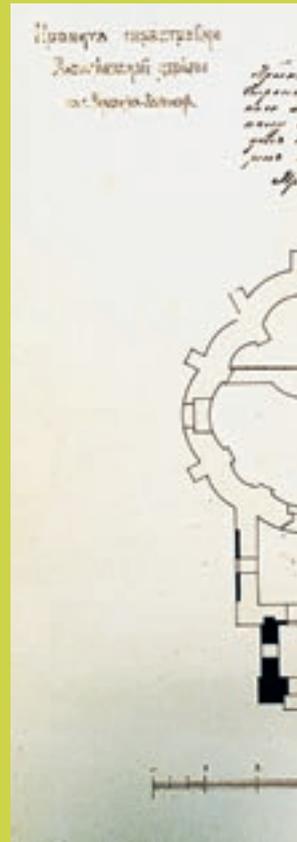
MICHAEL G. ESCH arbeitet als Historiker in der Projektgruppe »Transnationale Zeitgeschichte Ostmitteleuropas« zur Migration aus, nach und in Ostmitteleuropa in den Jahren 1918–1989. Zudem forscht er über Musik und Revolte. Im Herbst 2014 erscheint seine im Rahmen des Kompetenznetzwerks »Phantomgrenzen in Ostmitteleuropa«, Centre Marc Bloch Berlin, entstandene Studie zur Verwendung von Geschichte und städtischer Topographie durch polnische Hooligans.

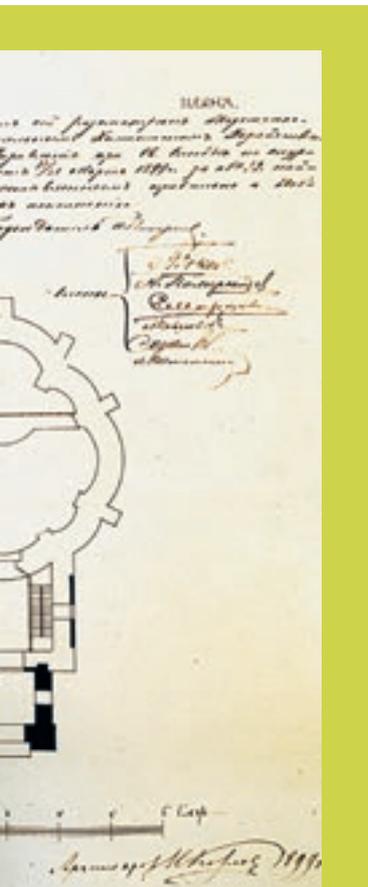
Eine rätselhafte Rundkirche

MARINA DMITRIEVA zeigt, wie Bauwerke zu Grenzgängern werden und trotz Vertuschungsversuchen von regem Kulturtransfer zeugen

In einem idyllischen Vorort der westukrainischen Provinzstadt Volodymyr-Volyns'kij (russ. Vladimir Volynskij, poln. Włodzimierz Wołyński) im flachen Marschland am Fluss Luga steht die kleine Kirche des Hl. Basilius (Vassili-Kirche), über die sich bereits mehrere Generationen von Kunsthistorikern den Kopf zerbrechen.

Während die meisten orthodoxen Kirchen der byzantinischen Kreuzkuppelform folgen, die ein griechisches Kreuz als Grundriss hat, ist die Vassili-Kirche ein Rundbau mit einem ungewöhnlichen Plan. Anders als der sich weit erhebende monumentale Bau der Mariä-Entschlafungs- oder Uspenski-Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert besteht ihr Grundriss aus acht segmentbogigen Konchen, breiter und schmaler im Wechsel, wobei die östliche etwas herausgezogen ist. Früher soll diese Kirche durch ein gemauertes Klostergewölbe mit acht





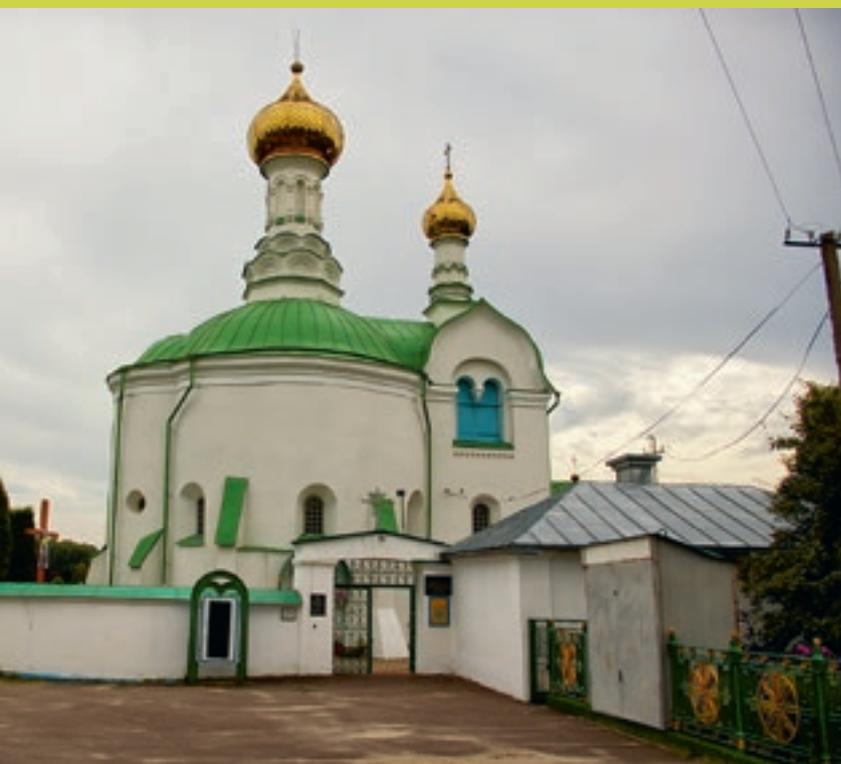
Kappen überdacht gewesen sein, und auch die heute noch sichtbaren Strebepfeiler gehörten vielleicht zum ursprünglichen Projekt. Die Zwiebelkuppel hingegen ist das Ergebnis einer Restaurierung Ende des 19. Jahrhunderts und hat rein dekorativen Charakter.

Ungewöhnlich sind auch die beiden Portale der Kirche: An der westlichen Seite befindet sich ein halbrundes Stufenportal aus Ziegelsteinen – so wie wir es von romanischen Bauten kennen. Das nördliche Portal hingegen ist aus weißem Sandstein und hat eine gotische Spitzbogenform. Die flankierenden geflochtenen Halbsäulen tragen Kapitelle mit floraler Ornamentik – für eine orthodoxe Kirche unerwartete Bauformen und Stilelemente also, die nach Erklärung verlangen.

Bei ersten Untersuchungen der Kirche im vorletzten Jahrhundert hatten russische Denkmalpfleger eine eingemauerte und heute nur als Photo überlieferte Inschrift in kroatisch-glagolitischer Schrift entdeckt. Die damals entzifferte Datierung wurde als 1194 gedeutet. Die Kirche rückte damit in zeitliche Nähe zur Uspenski-Kathedrale, die nach der *Nikonov-Chronik* im Jahre 1160 unter dem Rurikiden-Fürsten Mstislav Izjaslavovič errichtet worden war. Sie war die Grabkirche der Mstislavovič-Dynastie, denn Volodymyr-Volyns'kij glänzte damals als bedeutendes Zentrum im Fürstentum Halyč-Volyn. Ende des 14. Jahrhunderts zerfiel das polyzentrische Staatsgebilde allerdings und Volodymyr-Volyns'kij kam zum Königreich Polen. Nach dessen zweiter Teilung wurde ein Teil des Gebietes als Gouvernement Volyn ins Russische Reich inkorporiert, worauf der Stadt und vor allem der Uspenski-Kathedrale, einem der wenigen erhaltenen Bauwerke aus vormongolischer Zeit, große Bedeutung bei der Legitimierungspolitik des expandierenden Imperiums zukam. Während sich in der Folge zunächst Hobby-Archäologen und Heimatforscher der Geschichte der Stadt annahmen, rückte sie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ins Blickfeld der St. Petersburger Imperialen

Archäologischen Kommission (IKA). Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet, sollte diese Institution Ausgrabungen und archäologische Funde im Russischen Reich koordinieren und professionalisieren. Nicht nur wurden bei der Wiederherstellung der Kathedrale von Volodymyr-Volyns'kij neue Zugänge zur wissenschaftlichen Erforschung eines Artefaktes entwickelt, die IKA lieferte auch die ideologische Begründung der Restaurierung: Volodymyr-Volyns'kij galt nun als »Leuchtturm der Orthodoxie in den südwestlichen Gebieten Russlands« und die Uspenski-Kathedrale als Mausoleum altrussischer Herrscher.

Die baulichen Maßnahmen waren Teil einer massiven Russifizierung in den südwestlichen Gebieten, besonders nach dem Zweiten Polnischen Aufstand von 1863. Die Kampagne richtete sich sowohl gegen den Katholizismus als auch gegen die Unierte Kirche, in deren Nutzung sich die orthodoxen Kirchen befanden. Bei den Rekonstruktionen der Uspenski- und Vassili-Kirche orientierte man sich nicht an regionalen Traditionen, sondern am Stil



Zentralrusslands. Um die »fremdartigen«, europäischen Elemente der Vassili-Kirche zu vertuschen, baute N. Kozlov 1900/01 einen Narthex an, und als krönenden Abschluss schlug er, mit Verweis auf die Moskauer Kirchenbau-Tradition im 17. Jahrhundert, die wenig passende Kuppel mit schlankem Tambour vor.

In der Zwischenkriegszeit, als Volodymyr-Volyns'kij wieder zum polnischen Włodzimierz Wołyński geworden war, erfolgte eine weitere Untersuchung der Vassili-Kirche, diesmal durch polnische Archäologen. Michał Walicki bezeichnete die Restaurierungsmaßnahmen als »historische Purifizierung« und brachte die Rotunde mit Zentralbauten in Ostmittel- und Westeuropa in Verbindung. Aufgrund ihrer »romanischen« Elemente datierte er sie auf Ende 12./Anfang 13. Jahrhundert; ihr »gotischer« Akzent sei Folge der Jagiellonen-Herrschaft im 15. Jahrhundert.

Erst die postsozialistische Zeit löste endgültig das Rätsel dieser Kirche, die sich inzwischen auf dem Territorium der unabhängigen Ukraine befindet. Die Jahreszahl der Inschrift, eine Kombination von glagolitischer Schrift mit Elementen der Cyrillica, lesen Wissenschaftler heute übereinstimmend als 1294. Somit passt dieser Kirchenbau in den Umkreis von Bauinitiativen, die Fürst Vladimir Vasil'kovič realisieren ließ. Obgleich die Kirche erst nach seinem Tod im Jahre 1288 von Mstislav Danilovič, dem Vetter und Nachfolger, errichtet wurde, spricht auch die Konsekrierung der Kirche auf den Hl. Basilius zum Andenken an den Vater Vasil'ko Romanovič (gest. 1269) für ein Vorhaben Vladimirs.

Zudem fand man im ebenfalls von Vladimir gegründeten Michaeliskloster Reste einer Rotunde, die man für eine Grabkapelle des in Volodymyr-Volyns'kij ermordeten litauischen Fürsten und orthodoxen Mönchs Vojselk (Vaišelga) hält. Beide Rundkirchen entsprechen einem von der frühbyzantinischen Architektur weiter entwickelten antiken Typus von Zentralbauten, die oft als Grablegekirchen oder Baptisterien gedient haben. Vom 7. bis zum 11. Jahrhundert trifft man zentrale Konchenbauten vor allem in Dalmatien an, bis zum 13. Jahrhundert teilweise in Ungarn sowie häufig in Transkaukasien – in Armenien und Georgien. Die zur Festung des ungarischen Königs Bela IV. gehörende Rotunde in Gerény (heute Horjany, Westukraine) sowie die Kirche in Kiszombor (Ungarn) sind gut erhaltene Beispiele. Allerdings kann sich keiner dieser Bauten mit der raffinierten Form der Vassili-Kirche messen.

Vermutlich gehörten die Baumeister der Vassili-Kirche zu einem wandernden Trupp, der dem Anschein nach aus südwestlichen und nicht, wie bei der Uspenski-Kathedrale ein Jahrhundert zuvor, aus östlich-russischen Gebieten stammte. Offensichtlich waren sie mit technischen Lösungen und Dekorelementen der benachbarten regionalen Architektur vertraut und bereit, diese freizügig zu kombinieren. Man beachte nur die zwei Portale der Vassili-Kirche, die anscheinend zur gleichen Zeit errichtet, stilistisch aber ganz unterschiedlich gestaltet sind.

Die Rundkirche in Volodymyr-Volyns'kij ist ein Beispiel dafür, dass Bauwerke davon sprechen, wie die verschiedenen Herrscher zugunsten der ihnen jeweils genehmen Interpretation vertuschen wollten, dass es in der Vergangenheit Kulturtransfer und regen Austausch gab und Künstler die Mobilität und Freiheit besaßen, Grenzen zu überschreiten – hier die Grenze zwischen westlich-lateinisch und östlich-orthodox geprägter Welt.

Auf diesen Fund stieß die Kunsthistorikerin **MARINA DMITRIEVA** auf einer Forschungsreise. Im Projekt »Mittelalterliche Grenzregionen im Vergleich« untersuchte sie das Fürstentum Halyč-Volyn im Spiegel nationaler Historiographien. Mit Kunst und Architektur der Ukraine befasst sich auch der 2012 von ihr edierte Band *Zwischen Stadt und Steppe. Künstlerische Texte der ukrainischen Moderne aus den 1910er bis 1930er Jahren*.



Ein Kriegsfilm der anderen Art

In Sergej Bodrovs *Der kaukasische Gefangene* sieht LARS KARL bereits Vorboten der nächsten Katastrophe

»Im Kaukasus war damals Krieg. Auf den Landstraßen konnte man weder bei Tag noch bei Nacht fahren. Kaum entfernte sich ein Russe nur ein wenig von der Festung – sofort wurde er von den Tataren getötet oder in die Berge verschleppt.«



So beginnt Lev Tolstojs Erzählung *Kavkazskij plennik* (Der kaukasische Gefangene, 1872), die sich trotz (oder gerade wegen?) des drastischen Einstiegs primär an ein jüngeres Lesepublikum richtete. Der Autor beschreibt darin seine Erfahrungen als Offizier der zarischen Artillerie in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts und einen der zahllosen Versuche des Imperiums, die Bergvölker des nördlichen Kaukasus zu unterwerfen.

Nach den »weißen« kamen die »roten« Zaren, aber deren Soldaten erging es kaum besser, weswegen Tolstojs Erzählung dem Filmemacher Sergej Bodrov als ideale Vorlage für eine filmische Parabel über den Tschetschenien-Konflikt erschien. Gleichwohl verkehrt die Schlusssequenz des gleichnamigen Films (*Kavkazskij plennik*; deutscher Verleihtitel: Gefangen im Kaukasus, Russland/Kasachstan 1996) die Anfangszeilen aus Tolstojs Novelle in ihr Gegenteil: Der naive russische Soldat Vanja wird von dem Ältesten

des Aul nach wochenlanger Geiselhaft verschont und in die Freiheit entlassen, obwohl der *adat*, das Gewohnheitsrecht der Stämme, seine Hinrichtung vorsah. In der Ebene angekommen, sieht Ivan vom Horizont her eine Staffel schwerer Kampfhubschrauber heraufziehen. Aus ihren Lautsprechern ertönt sowjetische Marschmusik, die eine höchst bedrohliche Kulisse für den bevorstehenden Einsatz schafft. Ziel der Hubschrauber ist nicht etwa der kleine befreite Soldat, der verzweifelt auf sich aufmerksam zu machen versucht, weiß er doch das tschetschenische Bergdorf friedlich hinter den

Bergen liegen. Nein, genau dieses Dorf hat die Staffel im Visier. Das Flehen von Vanjas aus dem russischen Kernland angereister Mutter, die Gefangenen doch auszutauschen, hatte der Kommandant mit dem Hinweis abgelehnt, dass es im Krieg immer Verluste gebe, ihr aber wie zum Trost eine Vergeltungsaktion gegen die kaukasischen »Banditen« versprochen.

Diese »Banditen« werden zuvor – gewissermaßen kontrapunktisch zu den an mehreren Stellen des Films eingespielten sowjetischen Märschen mit ihrem geradezu zynisch wirkenden Pathos – durch ein tschetschenisches Volkslied charakterisiert: »Niemand versteht uns. / Die Berge werden uns beschützen. / Der Wind ängstigt das Herz / eines jeden Fremden hier.«

Gesungen wird es von der 13jährigen Tochter des Ältesten, die in der Mitte eines durch seine Stilisierung geradezu geschichtslos wirkenden ruralen Mikrokosmos ihren häuslichen Tätigkeiten nachgeht. Als einzige in der dörflichen Gemeinschaft erkennt Dina in dem blassen, nur wenig älteren russischen Soldaten einen leidenden Menschen, der mit verstört-neugierigen Augen die scheinbar vorzivilisatorische Heimat der Bergbewohner zu verstehen sucht. Auch hier ist der explizite Bezug zum russländisch-imperialen »Kaukasus-Text« evident: Spätestens als Dina von ihrer Hochzeit mit dem Russen zu phantasieren beginnt, verkörpert sie eine Variation der »schönen Tscherkessin« aus Aleksandr Puškins Verspoem *Kavkazskij plennik* (Der kaukasische Gefangene, 1821), auf welches wiederum die identisch betitelten Werke von Tolstoj und Bodrov rekurren.

In tagespolitischer Konsequenz wurde – nur wenige Monate nach der Fertigstellung des Films – der Friedensschluss vom 12. Mai 1997 von russischer Seite offiziell mit den Worten kommentiert, hier werde ein »Krieg von vierhundert Jahren endgültig beendet«. Aber die Armee zog sich zutiefst gedemütigt aus Tschetschenien zurück. Russische Militärs entwickelten in der Folgezeit eine Dolchstoßlegende, wonach schwankende Politiker und vaterlandsfeindliche Kompromissler sie daran gehindert hätten, vor Ort gründlich »aufzuräumen«. Das Trauma von Afghanistan durfte sich hier auf keinen Fall wiederholen. Gleichzeitig nahmen in Tschetschenien vor dem Hintergrund materiellen Elends und fehlender Staatlichkeit Wirtschaftskriminalität und Gewalt extreme Ausmaße an. Nachrichten über Entführungen von unbeteiligten Zivilisten, Geiselnahmen und russische Soldaten als Sklavenarbeiter in tschetschenischen Dörfern ähnelten dabei allzu oft den Berichten von Kaukasus-Reisenden des 19. Jahrhunderts und befeuerten in den Köpfen vieler Russen die tradierten Negativ-Stereotype. Noch vor dem 11. September 2001 wurde im Zusammenhang mit dem Übergriff tschetschenischer Verbände auf das Territorium Dagestans von »Terroristen« gesprochen, und der Vorfall wurde von Seiten Moskaus zum Anlass genommen, am 1. Oktober 1999 eine massive militärische »Anti-Terror-Operation« in der Region zu starten. Der Zweite Tschetschenien-Krieg hatte begonnen.

Vor dem Hintergrund zukünftiger »Säuberungsaktionen« und »Sondermaßnahmen« mag der apokalyptische Schlussakkord aus Bodrovs Film fast wie eine Prophezeiung wirken. Doch mehr noch: Nach den Worten des Regisseurs hatte er das Drehbuch zu *Gefangen im Kaukasus* bereits vollendet, noch bevor der Erste Tschetschenien-Krieg überhaupt begonnen hatte! Nach dessen Ausbruch begann das Zögern: Sollte man einen Spielfilm über den Krieg drehen, während dieser noch stattfand? Bodrov entschied sich schließlich dafür, seine Idee zu realisieren: als kleiner Beitrag zum Frieden – mit einer konkreten Vorahnung, alles könne noch viel schlimmer kommen ...

Der Historiker **LARS KARL**, der in der Gruppe »Post-Panslawismus« zur Renaissance des Kosakentums arbeitete, realisierte außerdem am GWZO das von der Stiftung EVZ finanzierte Projekt »Kriegsgefangenschaft und Heimkehr im europäischen Spielfilm nach dem Zweiten Weltkrieg«. 2014 erscheint dazu der zusammen mit Katharina Seibert und Dietmar Müller herausgegebene Band *Der lange Weg nach Hause. Die Konstruktion von Heimat im europäischen Spielfilm*.

Fantastische Welten Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500

Über eine aktuelle Ausstellungskooperation des GWZO mit dem Städel Museum und der Liebieghaus Skulpturensammlung Frankfurt am Main sowie dem Kunsthistorischen Museum in Wien berichtet SUSANNE JÄGER

Das Tafelbild *Die Anbetung der Heiligen Drei Könige* im Städel Museum Frankfurt/Main zählt zu den bedeutendsten Alterswerken Albrecht Altdorfers. ^{Abb. 1a} Der in Regensburg ansässige Meister schuf es wenige Jahre vor seinem Tode 1538. Eindrücklich repräsentiert es sowohl die Errungenschaften dieses Künstlerlebens im Besonderen als auch die der Kunst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Allgemeinen. Denn abgesehen vom Inhalt der dargestellten Szene – der Besuch der Heiligen Drei Könige und ihre Anbetung des neugeborenen Christuskindes – zeigt die Tafel nicht allein die Meisterschaft des Malers in der dezenten Pracht der üppigen Gewänder, der Brillanz der dargebotenen Prunkgefäße und ihrer exquisiten Farbigkeit, sondern auch in welchem Ausmaß die Künstler der damaligen Zeit voneinander lernten und ihre Bildideen untereinander austausch-

ten – und dies durchaus über Gattungsgrenzen hinweg.

Hierfür steht beispielhaft die eindrucksvolle Ruinenarchitektur im Hintergrund, deren mächtiger Bündelpfeiler die Muttergottes und das Kind als Würdeformel hinterfängt und auszeichnet. Diese Andeutung eines zerstörten Prachtbaus steht zum einen für den zerstörten Palast Davids, aus dessen Geschlecht Jesus abstammte, zum anderen für das Ende des Alten Bundes mit Gott, der durch die Geburt des Erlösers und somit durch den Neuen Bund ersetzt wird. Am nächtlich blauen Himmel strahlt der Stern von Bethlehem. Eine Anregung zu dieser Anordnung hat Altdorfer wohl von einem bedeutenden Zeitgenossen, dem als Hofmaler für die Passauer Bischöfe tätigen Wolf Huber empfangen. Dieser schuf bereits 1512/13 einen Holzschnitt gleichen Themas, ^{Abb. 1b} in

dem eine solche Ruinenarchitektur mit dem Bündelpfeiler und auch die tief im Hintergrund verlaufende Balustrade zu sehen sind. Auch der gleichzeitig als Bildschnitzer tätige Monogrammist I. P. bediente sich in seinen meist ungedruckten Reliefdarstellungen der Bildideen Hubers. ^{Abb. 1c} Gerade zwischen den beiden Letzten darf man, wie jüngste Forschungen zeigen, eine rege Zusammenarbeit voraussetzen.

Dies sind nur drei von etwa 120 erstklassigen Kunstwerken, die in der aktuell geplanten Ausstellung *Fantastische Welten. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500* zu sehen sein werden. Auf Anregung des GWZO wurde das Konzept gemeinsam mit dem Kunsthistorischen Museum Wien, dem Städel Museum und der Skulpturensammlung Liebieghaus Frankfurt/Main entwickelt; es wird in Frankfurt/Main vom 5. Novem-



Abb. 1a Albrecht Altdorfer, *Anbetung der Heiligen Drei Könige*, 1530/35. Frankfurt/Main, Städel Museum



Abb. 1b Wolf Huber, *Anbetung der Heiligen Drei Könige*, Holzschnitt, 1512/13. Berlin, Kupferstichkabinett

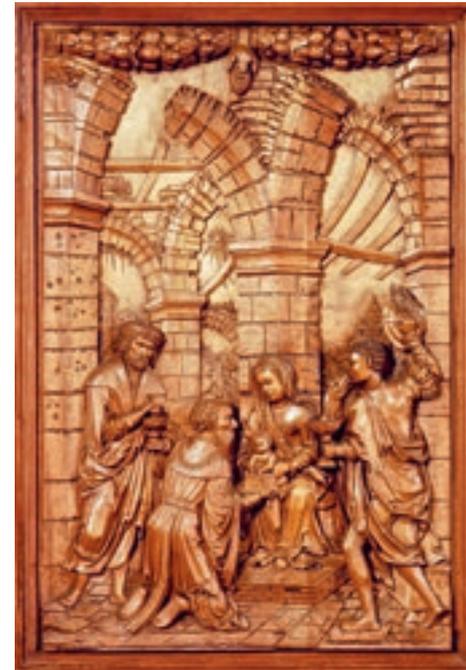


Abb. 1c Meister I. P., *Anbetung der Heiligen Drei Könige*, Johannesretabel, Flügelrelief, nach 1530. Prag, Teynkirche

ber 2014 bis 8. Februar 2015 und in Wien vom 16. März bis 14. Juni 2015 zu begutachten sein.

Die Ausstellung widmet sich einem vielschichtigen künstlerischen Phänomen, das in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in ganz Mitteleuropa anzutreffen ist, aber insbesondere im politisch-wirtschaftlich-kulturellen Netzwerk zwischen den Metropolen Mainz, Nürnberg und Prag, und zwischen Passau, Regensburg, Innsbruck und Wien einige der faszinierendsten und eindrucksvollsten Kunstwerke des Übergangs vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit hervorgebracht hat. Eines seiner Hauptmerkmale ist eine enorme Steigerung der Expressivität in Inhalt und Form, wobei sich

die Künstler in einem überzeichnenden Realismus mit der Wirklichkeit, aber auch mit der Bildtradition auseinandersetzen: etwa der Überzeichnung der menschlichen Gestalt durch grotesk anmutende Physiognomien, exaltierte Gebärden und Gewänder sowie verzerrte Körperproportionen. Eine dynamisierende Verfremdung oder Verdichtung von Strukturen, ungewöhnliche Perspektiven, intensive Farb- und Lichteffekte bewirken eine Emotionalisierung und Dramatisierung des Dargestellten. Auch die Darstellung von Raum, Zeit und Natur unterliegt dieser expressiven Intensivierung und Pathetisierung. Die genau beobachteten Landschaftselemente orientieren

sich an regionaler und lokaler Vegetation und werden zu »conpathetischen Naturräumen« gestaltet, die das eigentliche Sujet inhaltlich intensivieren und expressiv überhöhen. Sie gewinnen mehr und mehr an szenischer Eigenständigkeit und funktionieren insbesondere im Medium der Zeichnung als autonome Landschaftsdarstellungen.

Dies geschieht gleichzeitig zu den langjährigen Studien Albrecht Dürers, die Darstellung des menschlichen Körpers mathematisch-wissenschaftlich zu erfassen und als systematisierte Zeichenanleitung in seinen *Vier Büchern zur Menschlichen Proportion* als Vermächtnis darzubieten: Kurz nach seinem Tode 1528 werden

sie von seiner Frau Agnes herausgegeben – als erste in frühneuzeitlichem Deutsch verfasste kunsttheoretische Schrift. Und es geschieht in lebhafter Auseinandersetzung mit der Kunst Norditaliens und den Werken Dürers und z. T. auch in bewusster Abkehr von Dürers Kunst, die als übermächtiges Vorbild allgegenwärtig war. So hat der oben bereits genannte Meister I. P. eine Reihe von überaus kunstfertig gestalteten, frei beweglichen Gliederpuppen geschaffen, von denen sich sechs bis heute erhalten haben. Sie waren vermutlich als Kunstkammerobjekte, als Studienobjekte für Künstler oder auch als galantes Spielzeug gedacht. Neueste Forschungen belegen nun die intensive Auseinandersetzung des Künstlers mit der Proportionslehre Albrecht Dürers. **Abb. 2a / b**

Dieser Drang nach einem neuen, gesteigerten künstlerischen Ausdruck erfasste alle Kunstgattungen gleichermaßen – die Male-

rei wie die Skulptur, die Zeichnung, die Buchmalerei und das noch junge Medium der Druckgraphik. Gerade letztere fungierte als Multiplikator. Dank des lebhaften Handels mit Drucken und Zeichnungen, den die Künstler geschickt als Inspirations- und Einnahmequelle für sich zu nutzen wussten, verbreiteten sich neue Tendenzen in Windeseile in nahezu alle Kunstregionen Europas. Neben den Fürsten und dem Klerus entwickelte sich insbesondere das humanistisch gebildete Patriziat der Städte zu einem ungemein lukrativen Auftraggeber- und Sammlerkreis. Hier wurden neben individuell in Auftrag gegebenen Porträts insbesondere Künstlerzeichnungen und die preisgünstigere Druckgraphik zu begehrten Sammelobjekten. Dies führte zu einer Ausweitung des Kunstmarkts und des Kunsthandels. Vor allem aber beschleunigte sich die Verbreitung von Ideen enorm, die nun rasant rezipiert, adaptiert und je nach lokaler Tra-

dition und individueller Voraussetzung zu neuen Bilderfindungen umgestaltet wurden.

Traditionell wurden die nordalpinen Erscheinungen dieses Phänomens in der Kunstwissenschaft für den Donaauraum lokalisiert und zunächst vor allem mit der Person Albrecht Altdorfers und seinem Umkreis verbunden. Dazu gehören auch die beiden genannten Künstler: Wolf Huber und der nur durch sein Monogramm I. P.

Abb. 2a (links)

Meister I. P., *Gliederweiblein*, nach 1528. Leipzig, Grassi Museum für Angewandte Kunst

Abb. 2b (rechts)

Albrecht Dürer, *Vier Bücher von menschlicher Proportion*, Nürnberg: Agnes Dürer, 1528. Bamberg, Staatsbibliothek

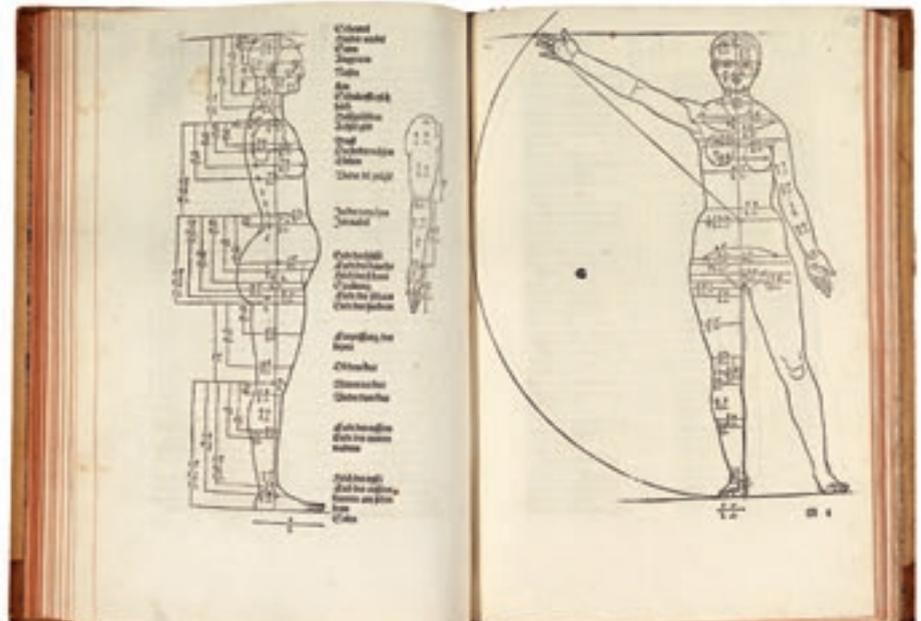




Abb. 3a Meister I. P., *Christus, Tod und Stifter*, Altarretabel aus der Pfarrkirche in Zlíchov, um 1528. Prag, Nationalgalerie.



Abb. 3b Detail mit Stifterkopf (vermutlich Stephan Schlick)



Abb. 3c Münze mit Profilkopf Stephan Schlicks, nach 1526. Prag, Nationalmuseum

bekannte Meister. Dabei sind die großformatigen, heute in Prag und Südböhmen befindlichen Werke des letzten der westeuropäischen Forschung nahezu unbekannt geblieben. So stellt das nach seinem ersten bekannten Aufstellungsort in der Pfarrkirche des Prager Vororts Zlíchov benannte, heute in der Prager Nationalgalerie aufbewahrte Altarretabel aus ungefasstem Birnbaumholz eines der Hauptwerke des Meisters und der Ausstellung dar. ^{Abb. 3a} Sein Zentrum bildet ein ganz einmaliges, fast lebensgroßes Hochrelief, das die traditionelle Bildformel eines Epitaphs mit der Fürbitte für einen Verstorbenen vor Christus durch Heilige – hier durch die Muttergottes und den Apostel Andreas – in

unmittelbar ergreifender Weise variiert: Der Tod in Gestalt eines grausigen, mit herabhängenden Hautfetzen und Haarresten bedeckten Skeletts, von dessen Hals die Schlange als Symbol der Erbsünde wie eine Kette herabhängt, tritt von links hinten heran. Er hält eine große Sanduhr als Symbol der abgelaufenen Lebenszeit empor. Die Hand des Sterblichen, des vorne rechts knienden Ritters, hat er bereits ergriffen. Doch der zentral positionierte Christus – von athletischem Körperbau und nur mit Lententuch bekleidet – ist dazwischen getreten und erlöst den zu ihm Flehenden aus dem Griff des Todes. Bemerkenswert ist, dass der Ritter durch seine zeitgenössische Rüstung und Haube

zwar eindeutig als Sterblicher und durch die kniende Position als untergeordnet gekennzeichnet ist, in seiner Körpergröße selbst jedoch den übrigen Protagonisten des Himmels und der Hölle nicht nachsteht. Die frappierende Ähnlichkeit zwischen den Gesichtszügen des knienden Ritters und denen des Grafen Stephan Schlick auf einer Gedenkmünze von 1528 für König Ludwig II. und seinen Gefolgsmann, ^{Abb. 3b / c} die beide während der Schlacht von Mohács 1526 unter ungeklärten Umständen den Tod fanden, legt nahe, dass es sich bei dem knienden Ritter des Epitaphs um eben diesen Grafen handelt.

Stephan Schlick gründete als enger Vertrauter des jungen

böhmisch-ungarischen Königs Ludwig II. Jagiello und von diesem mit weitreichenden Münzprivilegien ausgestattet im Jahre 1516 die Stadt St. Joachimsthal (tschech. Jáchymov) auf der böhmischen Seite des Erzgebirges. Aufgrund reicher Edelmetallfunde entwickelte sich hier innerhalb weniger Jahre die ertragreichste Silbermünze des Böhmisches-ungarischen Königreiches, und die Schlicks wurden zu einem der reichsten Adelsgeschlechter Böhmens. Im Sommer 1526 eilte Stephan Schlick an der Spitze der böhmischen Truppen seinem jungen König gegen die hoffnungslos übermächtige Armee Sultan Süleymans zu Hilfe. Seit der Schlacht von Mohács vermisst, blieb er offiziell bis 1528 Besitzer der Bergstadt. Damals hat wohl seine Familie das Epitaph bei einem der besten Bildschnitzer im damaligen Mitteleuropa in Auftrag gegeben, bei einem Meister, der einige seiner kleinformatigen Werke mit dem Monogramm I. P. signierte und zum Kern des traditionell als »Donauschule« bezeichneten Phänomens gehörte.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts sorgen die von der damaligen Forschung entwickelten Begriffe »Donaustil« und »Donauschule« dafür, dass sich dieser eingeeengte regionale Fokus aufrechterhielt und eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen behinderte. Erschwerend kam hinzu, dass die unter dem Label »Donauschule« subsumierte Kunst in der Zeit des Nationalsozialismus ethnisch-rassistisch umgedeutet und im Interesse einer völkischen Rassenideologie politisch instrumentalisiert wurde.

So ist die traditionelle Einengung auf den topographischen Begriff »Donau« unglücklich und historisch falsch. Denn die expressiven Tendenzen sind in nahezu allen europäischen Kunstregionen anzutreffen. Eine neue Kontextualisierung innerhalb der vielfältigen künstlerischen Transferprozesse im damaligen Mitteleuropa ist längst überfällig. Hier setzt die Ausstellung an. Das geographische Spektrum der gezeigten Kunstwerke reicht von Norditalien bis Norddeutschland, von den Niederlanden bis ins historische Ungarn. Neben den Werken der bereits genannten Künstler – Albrecht Altdorfer, Wolf Huber und Meister I. P. – sind solche von Albrecht Dürer, Lucas Cranach d. Ä., Matthias Grünewald,

Tizian, Hans Baldung Grien, Hans Leinberger, des Meisters H. L., von Andreas Lackner, Arnt van Tricht, Claus Berg, Erhart Altdorfer, Georg Lemberger, Niklaus Manuel Deutsch und viele andere von z. T. nicht namentlich bekannten Meistern.

Zur Vorbereitung fand im September 2013 in Leipzig eine internationale Tagung am GWZO statt. Rund 25 renommierte Kunsthistoriker aus Italien, Slowenien, Österreich, Tschechien, Deutschland und Griechenland stellten ihre Forschungen vor und diskutierten lebhaft – unter anderem auch über den provokanten Titel der Veranstaltung: *Expressionismus um 1500. Die Kunst der sogenannten »Donauschule« im internationalen Vergleich*. Die Ergebnisse der Tagung werden nun begleitend zur Ausstellung in einem Essayband im Deutschen Kunstverlag erscheinen. Tagung und Ausstellung haben sich dieselben Ziele gesetzt: durch die Erweiterung des regionalen Fokus und eine kontrastive Präsentation einzigartiger Kunstwerke quer durch die Gattungen und die Regionen Europas die Begriffe »Donaustil« und »Donauschule« obsolet werden zu lassen und allgemeine Begeisterung für dieses vielschichtige Phänomen und die ungeheure Expressivität der Kunst nach 1500 zu wecken.

Fantastische Welten.

*Albrecht Altdorfer und das
Expressive in der Kunst
um 1500*

Städel Museum, Frankfurt/
Main, 5. November 2014

bis 8. Februar 2015

www.staedelmuseum.de

Kunsthistorisches Museum,
Wien, 16. März 2015

bis 14. Juni 2015

www.khm.at

bietet einen Überblick über die am Institut geleistete Forschung, über Veranstaltungen und Publikationen und stellt einen ausgewählten Ansatz näher vor.

Ziele

Das 1995 gegründete Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig ist in mehrfacher Hinsicht ein Kind seiner Zeit. Es hat die Ostmitteleuropaforschung der alten Bundesrepublik und der DDR zusammengeführt und fortentwickelt. Dabei ist es sein besonderes Anliegen, die Verbindungen in die östlichen Nachbarländer zu erhalten, zu erweitern und zu erneuern – das Forschen über als ein Forschen in und mit Ostmitteleuropa, das heißt mit den Ostmitteleuropäern zu gestalten. Inzwischen ist die Perspektive, die dieser Ausrichtung programmatisch zugrunde lag, Realität geworden: 25 Jahre nach den Revolutionen im östlichen Europa hat sich der Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« von einem vermeintlich »anderen« Europa zu einem integralen Teil der erweiterten Europäischen Union gewandelt.

Die Gründung des GWZO wurde nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Förderung Geisteswissenschaftlicher Zentren (1994) initiiert, um laut Satzung die »Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert in vergleichender Perspektive wissenschaftlich zu erforschen«. Damit ist das Programm den Prinzipien von Komparatistik, Interdisziplinarität und Transnationalität verpflichtet. Die Ausrichtung des Instituts hat die Interaktion und Kooperation mehrerer Fächer zur notwendigen Konsequenz.

Der Forschungsgegenstand des Zentrums – Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa – umfasst ein chronologisches Spektrum vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart und eine historische Großregion zwischen Baltikum, Adria und Schwarzem Meer. Als heuristisches Konzept wird ein Ostmitteleuropa-Begriff zugrunde gelegt, der von einer offenen Geschichtsregion ausgeht, die durch historisch gewachsene Strukturmerkmale geprägt ist. Durch sie

unterscheidet sich Ostmitteleuropa von anderen Teilen Europas und Eurasiens.

Phänomene wie multiethnische Siedlungsprozesse, ausgeprägte Ständeverfassungen, pluralistische Konfessionalisierung, Ruralität und späte Industrialisierung, nationale und staatliche Emanzipationsprozesse bis an die Schwelle der Gegenwart sowie von außen herangetragene und intern rezipierte Rückständigkeitsdiskurse prägen die Strukturen Ostmitteleuropas auf lange Dauer. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind überdies die 1918 entstandene »Kleinstaatenvelt« sowie die nationalsozialistische und sowjetische Überformung Ostmitteleuropas samt den Genoziden Holocaust und Porrajmos zu nennen. Für die zweite Hälfte spielen das Exil, intellektuelle Dissidenz, zivilgesellschaftliche Gegenstrukturen sowie das genuin ostmitteleuropäische Epochenjahr 1989 eine Rolle.

Nachdem bereits 2006 die Arbeit des Zentrums durch den Wissenschaftsrat positiv evaluiert wurde, attestieren die Anfang 2013 vom Wissenschaftsrat veröffentlichten *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der außeruniversitären historischen Forschung zu Osteuropa* dem Zentrum nicht nur eine prominente Position in der internationalen Forschungslandschaft zur Region, sie betonen auch die anhaltende Relevanz des Gegenstands. Auch 25 Jahre nach den politischen »Umbrüchen« hat das Interesse an politischen Entwicklungen in Ostmitteleuropa und an deren historisch-kulturellen Hintergründen keineswegs abgenommen – nicht nur bedingt durch den Beitritt der östlichen Anrainerstaaten 2004 und 2011 zur Europäischen Union und die Erinnerungen an die Weltkriege, den »Prager Frühling« 1968 und das »Wendejahr« 1989, sondern auch ganz aktuell durch die Ereignisse in der Ukraine.

Ansätze

Was macht die Namenkunde am GWZO?

Als kaum zu entbehrender Teil des interdisziplinären Fächerkanons beschäftigt sie sich mit der Geschichte der ostmitteleuropäischen Siedlungslandschaften. Infolge des spärlichen Umfangs an Schriftquellen für diese Region ist die Mediävistik auf die Mitwirkung der Archäologie und eben der Onomastik angewiesen, um den Wandlungen von Herrschaftsstrukturen, wirtschaftlichem Leben und Kulturlandschaft auf die Spur zu kommen. Schon frühzeitig machte man aus der Not der Quellenarmut die Tugend der Interdisziplinarität, die mittlerweile fest etabliert und beinahe selbstverständlich ist, nicht nur bei der Erforschung des ostmitteleuropäischen Mittelalters.

Mit dieser Beschreibung des institutionellen Rahmens ist es jedoch nicht getan. Zunächst mag man meinen, die Namenkunde liefert Antworten auf Fragen wie diese: Was bedeutet der Name *Dresden*? Der Namenforscher organisiert als eine Art wandelndes etymologisches Wörterbuch oder zumindest als ein den Zugriff auf größere Speicherbestände vermittelnder Controller umgehend die gewünschte Antwort. Natürlich gehören solche Auskünfte mit zur interdisziplinären Kommunikation, aber eigentlich sind sie kaum mehr als ein schmückendes Beiwerk. Der Fragende wird die Antwort – *Dresden* bezeichne ursprünglich die Waldbewohner (altsorb. **drezga* ›Wald, Dickicht‹)¹ – mit einem Interesse dokumentierenden Aha quittieren. Er ist zwar ein Stückchen klüger geworden, aber die Information könnte ebenso gut aus dem Handbuch des nutzlosen Wissens stammen. Was ist schon damit anzufangen, dass dort, wo heute Dresden liegt, anscheinend mal Wald stand?

Das mühsame Ringen um die Etymologie eines Namens, also die Erhellung derjenigen sprachlichen Elemente, aus denen der Name am Anfang einmal gebildet wurde, ist zwar das feste und unentbehrliche Fundament der diachronen, also in der zeitlichen Rückblende arbeitenden Onomastik. Für die historische Erforschung von Siedlungslandschaften sind

etymologische Namenbücher unentbehrlich (Online-Datenbanken wurden bislang eher selten realisiert). Aber gleichzeitig bedeutet das Vorliegen der Etymologien für ein Namenkorpus nicht das Ende der Namenforschung, sondern lediglich deren Anfang. Wie ein Haus nicht nur aus einem Fundament besteht, sondern auch noch anderer Bauteile bedarf, um ein Haus zu sein, so ist auch die Etymologie allein noch keine Onomastik.

Vielmehr befasst sich diese Wissenschaft mit der Betrachtung der Namen als spezifischer Sphäre der Sprache, buchstäblich eines »Namenschatzes« (der Terminus »Namenkorpus« würde hier schon eine begriffliche Verengung bedeuten). Dieser zeichnet sich durch bestimmte Eigenheiten aus und reflektiert auf vielfältige Weise das materielle und geistige Leben der Menschen, dies jedoch weniger in der etymologischen Vereinzelung, sondern eher in der strukturellen Gesamtheit. Der volle Informationswert geographischer Namen erschließt sich dabei erst, wenn sie als ein die Landschaft überziehendes Netz betrachtet werden. Im oben genannten Beispiel ergibt sich dann, dass der Name Dresden Bestandteil einer Gruppe relativ archaischer slawischer Toponyme im Elbtalkessel ist, die ein älteres Siedlungsareal markiert. Innerhalb dessen nimmt **Dreždane* eine periphere Lage ein und bildet die einzige auf Wald bezogene Benennung,² woraus gefolgert werden kann, dass in diesem lokalen und zeitlichen Kontext die Besiedlung von Wald noch eine Besonderheit darstellte.

Grundlegendes für diese Perspektive auf die Namenforschung hat der mährische Namenforscher Rudolf Šrámek geleistet, ein Freund und langjähriger Förderer des GWZO.³ Sein Bekanntheitsgrad hierzulande darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass er nur einer von vielen Namenforschern in nahezu allen ostmitteleuropäischen Ländern ist, welche die Fokussierung der Onomastik auf die Etymologie schon frühzeitig aufgebrochen und auf andere Perspektiven umgelenkt haben. Auch die Vertreter der Leipziger Namenforschung waren in dieser Hinsicht viel aktiver, als ihre bekannten Lexika allein erkennen lassen. Die Forschungsleistungen der ostmitteleuropäischen

Kollegen sind zwar fachintern längst international vermittelt worden, ob sie aber die ihnen gebührende Aufmerksamkeit in vollem Maße gefunden haben, darf bezweifelt werden. Am GWZO hat man diese vielleicht als »post-etymologisch« zu bezeichnenden Aspekte schon von Anbeginn an berücksichtigt und implementiert, begünstigt durch die schon in den Vorgängerinstitutionen systematisch aufgebauten institutionellen und persönlichen Verbindungen mit den ostmitteleuropäischen Nachbarländern.⁴

Die Basis aller onomastischen Forschung bildet das Phänomen, dass der Mensch, um mit seinesgleichen kommunizieren zu können, alles, worüber er redet, einigermmaßen verbindlich bezeichnen muss. Oft reicht es aus, ein Objekt mit gleichartigen Dingen zusammenzufassen – er spricht vom *Topf*, vom *Stern*, vom *Baum* oder vom *Feldahorn*. Unter bestimmten Umständen muss etwas aber auch individuell bezeichnet werden, wodurch Eigennamen entstehen. Solche Bezeichnungen erfolgen nur selten gedankenlos; irgendeine Überlegung und ein Bewusstsein für den Benennungsakt ist immer vorauszusetzen (was dann für die Benutzung und Weitergabe nicht mehr gilt, denn wer analysiert schon permanent die Namen aller ihm begegnenden Menschen oder aller Orte, die er durchquert). Und so ist die Entstehung eines Namens kein Zufall, sondern reflektiert immer etwas von der geistigen Welt der Namensgeber und derjenigen, die diesen Namen fortan benutzen.

Dies gilt nicht nur für Vorzeit und Mittelalter, die methodisch nicht von den anderen Zeitepochen abgetrennt werden können, sondern bis in die Gegenwart hinein, in der Namen viel häufiger als ehemals regelrecht kreierte werden. Dies geschieht zum einen aus ökonomischen Gründen; man denke an die *GENERALI Arena* des AC Sparta in Prag oder an *Citigo*, *Yeti* und *Superb* des Herstellers Škoda. Wie benennt

man einen neuen Autotyp unter dem primären Gesichtspunkt, maximalen Erfolg auf »dem Markt« erzielen zu wollen, womit gewiss nicht der *Rynek* schlesischer Landstädtchen gemeint ist?⁵ Solche Gedanken musste man sich vor ein paar Jahrzehnten in Toljatti (Togliatti), der Heimat der *Lada*-Werke, noch nicht machen und kam bei der Benennung der Automodelle mit vergleichsweise biederen geographischen Rückgriffen wie *Samara* gut aus. Zum anderen manifestieren Namen auch Vorstellungen und Ambitionen zur Gestaltung der Gesellschaft und Zukunftsentwürfe, insbesondere in der (Um-)Benennung von Straßen, Plätzen, Städten und Stadtteilen, seltener auch von Personen und Sachen.⁶

Namen sind also weit mehr als nur eine Fußnote der Kulturgeschichte. In ihnen spiegeln sich politische und kulturelle Prozesse auf vielfältige Weise. Und sei es nur, dass ein Name zum Symbol für etwas wird, was ursprünglich nichts mit ihm zu tun hatte, so *Grunwald*, die Walstatt von 1410, als Ikone der polnischen Unabhängigkeit oder aktuell der *Majdan*, der eben auch eine im östlichen Polen und der Ukraine häufige und sehr charakteristische Bezeichnung für eine Waldsiedlung ist.⁷

Natürlich kann die Namenkunde im institutionellen Rahmen des GWZO nicht in dieser umfassenden Perspektive betrieben werden. Doch auch wenn die Onomastik in der Projektstruktur des Instituts ausschließlich im Kontext der Erforschung des Mittelalters verankert ist, gilt es, im interdisziplinären Diskurs nicht nur den etymologischen Erwartungen der anderen Wissenschaften zu entsprechen, sondern auch ein Bewusstsein für die spezifischen Perspektiven und den weiten Horizont dieses Wissenschaftszweiges zu vermitteln.

CHRISTIAN ZSCHIESCHANG

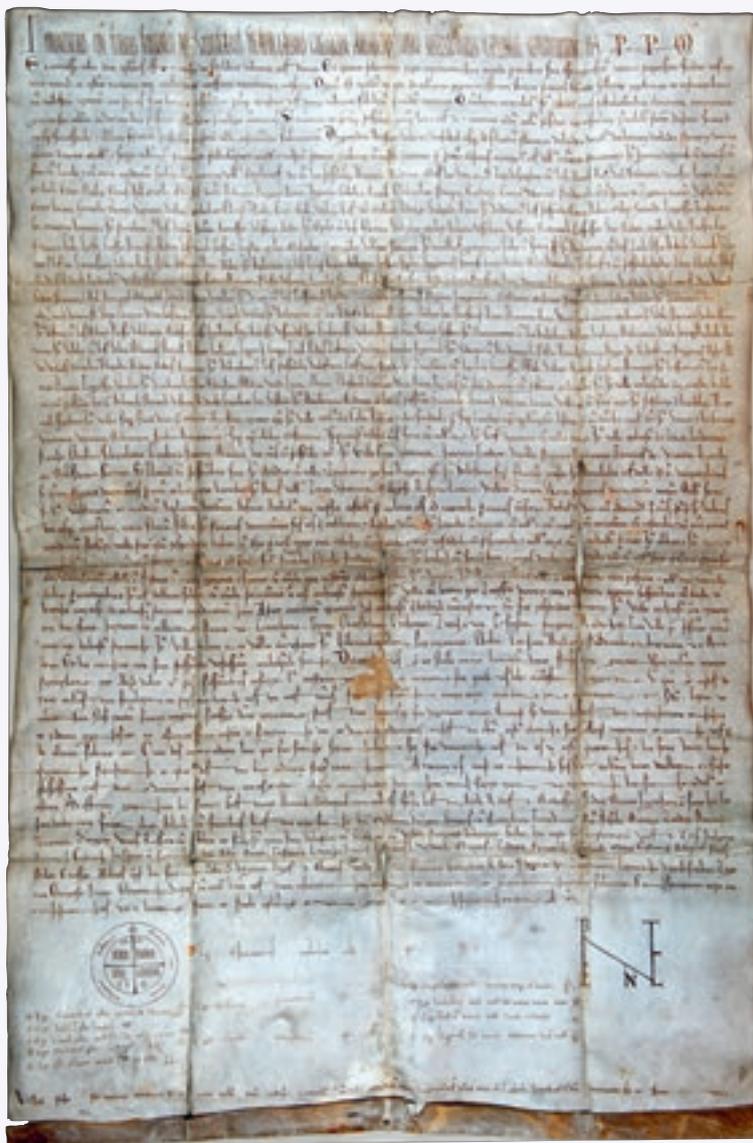


Abb. „Goldene Bulle der polnischen Sprache“ mit knapp 400 Orts- und Personennamen. *Ex commisso nobis*, 1136. Pisa

- 1 Vgl. HENGST, Karlheinz: Der Ortsname Dresden – seine Herkunft und sprachliche Entwicklung. In: Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Hg. v. Karlheinz BLASCHKE und Uwe JOHN. Stuttgart 2005, 106–120. – EICHLER, Ernst: Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße, Bd. 1. Bautzen 1985, 104. – Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen. Hg. von Rudolf FISCHER und Ernst EICHLER. Berlin 2001, Bd. 1, 216 f.
- 2 EICHLER, Ernst/WALTHER, Hans: Ortsnamen und Besiedlungsgang in der Altlandschaft Nisane im frühen Mittelalter. In: Beiträge zum Slawischen Onomastischen Atlas. Theodor Frings zum Gedächtnis. Hg. v. Rudolf FISCHER und Ernst EICHLER. Berlin 1970, 75–90.
- 3 Viele seiner wegweisenden Arbeiten sind zusammengefasst bei ŠRÁMEK, Rudolf: Beiträge zur allgemeinen Namentheorie. Hg. v. Ernst HANSACK. Wien 2007.
- 4 Zum Beispiel bei BRACHMANN, Hansjürgen/FOSTER, Elżbieta/KRATZKE, Christine/REIMANN, Heike: Das Zisterzienserklster Dargun im Stammesgebiet der Zirzipanen. Ein interdisziplinärer Beitrag zur Erforschung mittelalterlicher Siedlungsprozesse in der Germania Slavica. Stuttgart 2003. – REIMANN, Heike/RUCHHÖFT, Fred/WILLICH, Cornelia: Garz, Schaprode und Jasmund. Eine Geschichte der mittelalterlichen Siedlung auf Rügen an ausgewählten Beispielen. Stuttgart 2011.
- 5 Names in Commerce and Industry: Past and Present. Hg. v. Ludger KREMER und Elke RONNEBERGER-SIBOLD. Berlin 2007. – Onomastics goes business: Role and Relevance of Brand, Company and Other Names in Economic Contexts. Hg. v. Holger WOCHLE, Julia KUHN und Martin STEGU. Berlin 2012.
- 6 Von der zahlreichen Literatur hierzu vgl. exemplarisch DAVID, Jaroslav: Street Names – Between Ideology and Cultural Heritage. In: Acta onomastica 54 (2013), 53–60. – SÄNGER, Johanna: Heldenkult und Heimatliebe. Straßen- und Ehrennamen im offiziellen Gedächtnis der DDR. Berlin 2005.
- 7 CZOPEK, Barbara: Apelatyw majdan w toponimii Polskiej. In: Onomastica 29 (1984), 69–89.

Perspektiven

Die Forschungsperspektiven bilden für die am GWZO angesiedelten Projektgruppen und Einzelprojekte den gemeinsamen Rahmen, innerhalb dessen interdisziplinär und epochenübergreifend gearbeitet werden kann. Überschneidungen und Berührungen sind deshalb programmatisch gewünscht.

Kulturtransfer in den inner- und überregionalen Beziehungen Ostmitteleuropas

Für die Untersuchung von Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas bietet sich das Konzept des Kulturtransfers geradezu an, lassen sich doch hier inner- und überregionale Kulturkontakte vom frühen Mittelalter bis heute beobachten. Kulturtransfer wird als dynamischer Prozess aufgefasst, der nicht bloß die Übertragung oder Ausbreitung von kulturellen Phänomenen beschreibt, sondern vielmehr deren gegenseitige Beeinflussung. Das historische Profil der Region lässt sich nicht erforschen, geht man von der Vorstellung homogener Kulturen aus. Begriffe wie »Ausgangskultur« und »Zielkultur« haben sich hier als irreführend erwiesen. Termini wie »Import«, »fremd« und »anders« sollen nicht als Verneinung offener Beziehungsgeflechte verstanden werden, die Prozessen wechselseitiger Durchdringung eine Hierarchie geben. »Kulturen« werden daher im GWZO als relationale und kontextabhängige Praktiken verstanden.

Bedingtheiten und Potenziale von Modernisierungsprozessen

Phänomene von »Modernisierung« durchziehen die gesamte Geschichte Ostmitteleuropas bis in die Gegenwart. Ein wesentliches Anliegen des GWZO ist, unter dieser Perspektive die Eigenvoraussetzungen und -entwicklungen der ostmitteleuropäischen Gesellschafts- und Staatsbildungen zu erforschen. Dabei gilt es, die an westeuropäischen Verläufen ausgerich-

tete Normierung von Modernität zu vermeiden. Vor dem Hintergrund der Perspektive »Kulturtransfer« wird vielmehr die »Europäisierung« Ostmitteleuropas nach 1989 als Wiederentdeckung seiner historischen Europäizität aufgefasst – ist doch Europa erst durch den Einschluss der einst als »barbarisch« angesehenen Regionen im Norden und Osten des Kontinents »geworden«. Offene Konzepte von Modernisierung dienen dazu, die spezifischen Entwicklungen der Region vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert auf eine Weise zu beschreiben, die verbreitete Thesen von ihrer relativen Rückständigkeit revidiert und Ostmitteleuropa als gleichberechtigten Gegenstand einer historischen Komparatistik etabliert.

Nationale Identitätsbildungen

Betrachtungen von Kulturkontakten und Modernisierungsprozessen in Ostmitteleuropa zeigen sich vielfach vom historischen Erfolg nationalstaatlicher Narrative verengt. Doch sind Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas von komplex verwobenen Identifikationsangeboten geprägt, am offensichtlichsten von regionalen (sub- und transnationalen), ethnischen und konfessionellen. Die Problematisierung »nationaler Identitätsbildung« ist insofern zugleich ein Forschungs- und politisches Anliegen: Untersuchungen von Entstehung, Formierung und Festigung solcher und anderer Zuschreibungen können dazu beitragen, überkommene Werturteile bezüglich konkurrierender Identitätsbildungen zu thematisieren. Am GWZO stehen daher transnationale Bestimmungsfaktoren wie Religion, Ideologie, Ökonomie und »Europa« sowie Prozesse kultureller Umwertung und Interferenz im Fokus.

Oskar-Halecki-Vorlesung

Die jährliche Oskar-Halecki-Vorlesung des GWZO verfolgt das Ziel, herausragende Persönlichkeiten des wissenschaftlichen, aber auch öffentlichen Lebens dazu einzuladen, aus ihrem Lebenswerk oder ihrem Erleben mit und in den östlichen Nachbarländern Deutschlands für ein breiteres Publikum vorzutragen. Die Festvorlesungen werden anschließend publiziert, um ihre breite Rezeption und fortdauernde Diskussion anzustoßen.

Der in Wien geborene Pole Oskar Halecki (1891–1973) war einer der führenden Mittelalter- und Neuzeithistoriker im Polen der Zwischenkriegszeit. Auf dem internationalen Historikerkongress 1933 in Warschau prägte er die erste Grundsatzdebatte über das Selbstverständnis der historischen Teildisziplin Osteuropäische Geschichte. 1939 zur Emigration gezwungen, gründete er 1942 in New York das Polish Institute of Arts and Sciences in America. Hier entwickelte Halecki seine geschichtsregionale Konzeption Ostmitteleuropas als historische Strukturlandschaft und verfasste seine bis heute wegweisende Gesamtdarstellung *Borderlands of Western Civilization. A History of East Central Europe* (New York 1952) sowie seine grundlegende Studie *The Limits and Divisions of European History* (London–New York 1950). Sein breites Fachwissen setzte der Historiker Halecki auch im diplomatischen Dienst der Zweiten Polnischen Republik sowie im Sekretariat des Völkerbundes ein.

Gäste des Instituts waren in den vergangenen Jahren:

- 2013 **Prof. Dr. Steven A. Mansbach**, Maryland
- 2012 **Prof. Dr. Ákos Moravánszky**, Zürich
- 2011 **Prof. Dr. Matti Klinge**, Helsinki
- 2010 **Prof. Dr. Katherine Verdery**, New York
- 2009 **Dr. Hans-Dietrich Genscher**, Bonn
- 2008 **Prof. Dr. Hermann Parzinger**, Berlin
- 2007 **Prof. Dr. István Fried**, Szeged
- 2006 **Prof. Dr. Walter Pohl**, Wien
- 2005 **Prof. Dr. Thomas DaCosta Kaufmann**, Princeton
- 2004 **Prof. Dr. Piotr S. Wandycz**, New Haven
- 2003 **Prof. Dr. Maria Todorova**, Urbana-Champaign
- 2002 **Prof. Dr. Miroslav Hroch**, Prag
- 2001 **Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej**, Warschau

Oskar-Halecki-Vorlesung 2013 Jahresvorlesung des GWZO

Steven A. Mansbach

Riga's Modernism

Einladung

Donnerstag, 10. Oktober 2013 / 18 Uhr c. t.

GWZO, Specks Hof (Eingang A)
Reichsstr. 4–6, 04109 Leipzig



Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
an der Universität Leipzig

Projekte

Die Grundfinanzierung des GWZO trägt der Freistaat Sachsen; die Trägerschaft der Projektforschung ist 2008 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in die Projektfinanzierung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) übergegangen. Seither unterstützt das BMBF

außer der Arbeit der Projektgruppen die Erstellung forschungsnaher Synthesen (Lexika, Handbücher, Ausstellungen). Darüber hinaus wurden und werden zahlreiche Drittmittelprojekte durch anderweitige Förderinstitutionen finanziert. Wir sind all unseren Förderern zu Dank verpflichtet.



Projektgruppen 2013 (BMBF-Förderung)

Die frühmittelalterlichen Zentren an der Donau. Städtische Topographie, Christentum und Handel zwischen Mitteleuropa und dem Schwarzen Meer

Mittelalterliche Grenzregionen im Vergleich. Der westliche und der östliche Rand Ostmitteleuropas im 12. und 13. Jahrhundert

Usus aquarum. Mühlenbau, Wasser und Verkehr im hochmittelalterlichen Landesausbau Ostmitteleuropas

Repräsentation und Nachleben spätmittelalterlicher Herrscher Mitteleuropas. Kunst – Liturgie – Geschichte (1250–1550)

Armenier in Wirtschaft und Kultur Ostmitteleuropas (14.–19. Jahrhundert). Teil II

Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa. Vergleichende Studien zu Perzeptionen und Interaktionen in den Grenzzonen. Teil II

Religionsfrieden und Modi der Bewältigung religiöser/konfessioneller Konflikte in Ostmitteleuropa (16.–19. Jahrhundert). Teil II

Rechtskulturelle Prägungen Ostmitteleuropas in der Moderne. Produktionseigentum, Geistiges Eigentum, Bodeneigentum

Ostmitteleuropa transnational. Positionierungsstrategien in Globalisierungsprozessen vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Teil II

Spielplätze der Verweigerung. Topographien und Inszenierungsweisen von Gegenöffentlichkeit in Ostmitteleuropa

Post-Panslawismus. Slawizität, Slawische Idee und Antislawismus im 20. und 21. Jahrhundert

Weitere Projektgruppen und Einzelprojekte (versch. Forschungsförderer)

Rural Outlaws als Helden der Peripherie.

Der Karpatenräuber Juraj Jánošík.

Fritz Thyssen Stiftung

Handbuchprojekte

Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa. *BMBF*

Ostmitteleuropa Transnational. Studien zur
Verflechtungsgeschichte I–III. *BMBF*

Ausstellungsvorhaben

Der Erfolg der Passauer Hofkünstler in Ostmitteleuropa (1500–1550). *BMBF*

Europa Jagellonica. Kunst und Kultur in Mitteleuropa
unter der Herrschaft der Jagiellonen 1386–1572.
BMBF

Kunst Mitteleuropas zur Zeit zweier Konzile: Konstanz und Basel 1414–1449. *BMBF*

Im Jahr 2013 arbeiteten am GWZO 46 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter 16 Doktoranden und Doktorandinnen. Am Gastwissenschaftlerprogramm nahmen 39 Forscherinnen und Forscher aus aller Welt teil. Hinzu kamen vier Stipendiatinnen und Stipendiaten (European Structural Funds, Slowakisches Stipendiumprogramm, Alexander von Humboldt-Stiftung, Deutscher Akademischer Austauschdienst – DAAD).

Anfang 2014 hat am GWZO das neue BMBF-Forschungsprogramm »Ostmitteleuropa zwischen Traditionen und europäischer Integration« für die Jahre 2014–2019 begonnen, über das die nächste Mitropa-Ausgabe in der Rubrik »Forschung 2014« berichten wird. Über die aktuelle Forschung informiert zudem die Homepage www.uni-leipzig.de/gwzo.

Veranstaltungen

Das GWZO veranstaltet jährlich im Schnitt fünfzehn Tagungen und Workshops, organisiert Ringvorlesungen und Vortragsreihen, initiiert Projektvorträge seiner Gastwissenschaftler, aber auch öffentliche Lesungen, Ausstellungen und Podiumsgespräche. Oft kooperiert es dabei mit Partnern in Leipzig, in Deutschland, in der Untersuchungsregion und im übrigen europäischen und außereuropäischen Ausland. Wir sind diesen uns freundschaftlich verbundenen Partnern zu Dank verpflichtet. Eine vollständige Liste der Kooperationspartner des GWZO findet sich auf der Homepage www.uni-leipzig.de/gwzo.

Wintersemester 2012/13 | Ringvorlesung

Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationsbildung im 19.–21. Jahrhundert
GWZO Leipzig

24. Januar 2013 | Internationaler Workshop

The Academic Making of the Orient: Russian, Central European and Transatlantic Careers
GWZO Leipzig

Sommersemester 2013 | Ringvorlesung

richardwagner200 – »ostwärts / streicht das Schiff«
GWZO Leipzig

5.–6. April 2013 | Internationale Konferenz

Dimensions of Cultural Transfer: Armenians in Central and Eastern Europe
Nationale Széchényi Bibliothek (OSZK), Budapest

12.–13. April 2013 | Workshop

Piasten, Přemysliden, Habsburger und der Westen. Zum Stand der Erforschung der hochgotischen Sakralarchitektur höfischer Prägung
GWZO Leipzig

12.–13. April 2013 | Tagung

Wassermühlen und Wassernutzung im mittelalterlichen Ostmitteleuropa
GWZO Leipzig

24.–25. April 2013 | Tagung

20 Jahre friedliche Teilung der ČSFR
GWZO Leipzig und Zeitgeschichtliches Forum Leipzig

25. April 2013 | Workshop

Forschungen zum frühen Christentum im Balkanraum
GWZO Leipzig

23.–25. Mai 2013 | Internationale Tagung

Merseburg 1013 – ein Fürstentreffen von europäischer Dimension. Internationale Tagung aus Anlass des Millenniums des Merseburger Hoftages im Jahr 1013
GWZO Leipzig und Kapitelhaus Merseburg

7.–8. Juni 2013 | Internationaler Workshop

Reform, Secularities and Religions (19th/20th Century)
GWZO Leipzig

13.–15. Juni 2013 | Internationale Konferenz

Frontiers in East and South Central Europe. Perception, Expansion and Protection of Borders from Antiquity to the Early Modern Period
Stadtmuseum Split, Kroatien

14.–15. Juni 2013 | Internationaler Workshop

Arbeit als Narration. Eine methodologische Werkstatt
Villa Tillsmann Leipzig

20. Juni 2013 | Internationaler Workshop

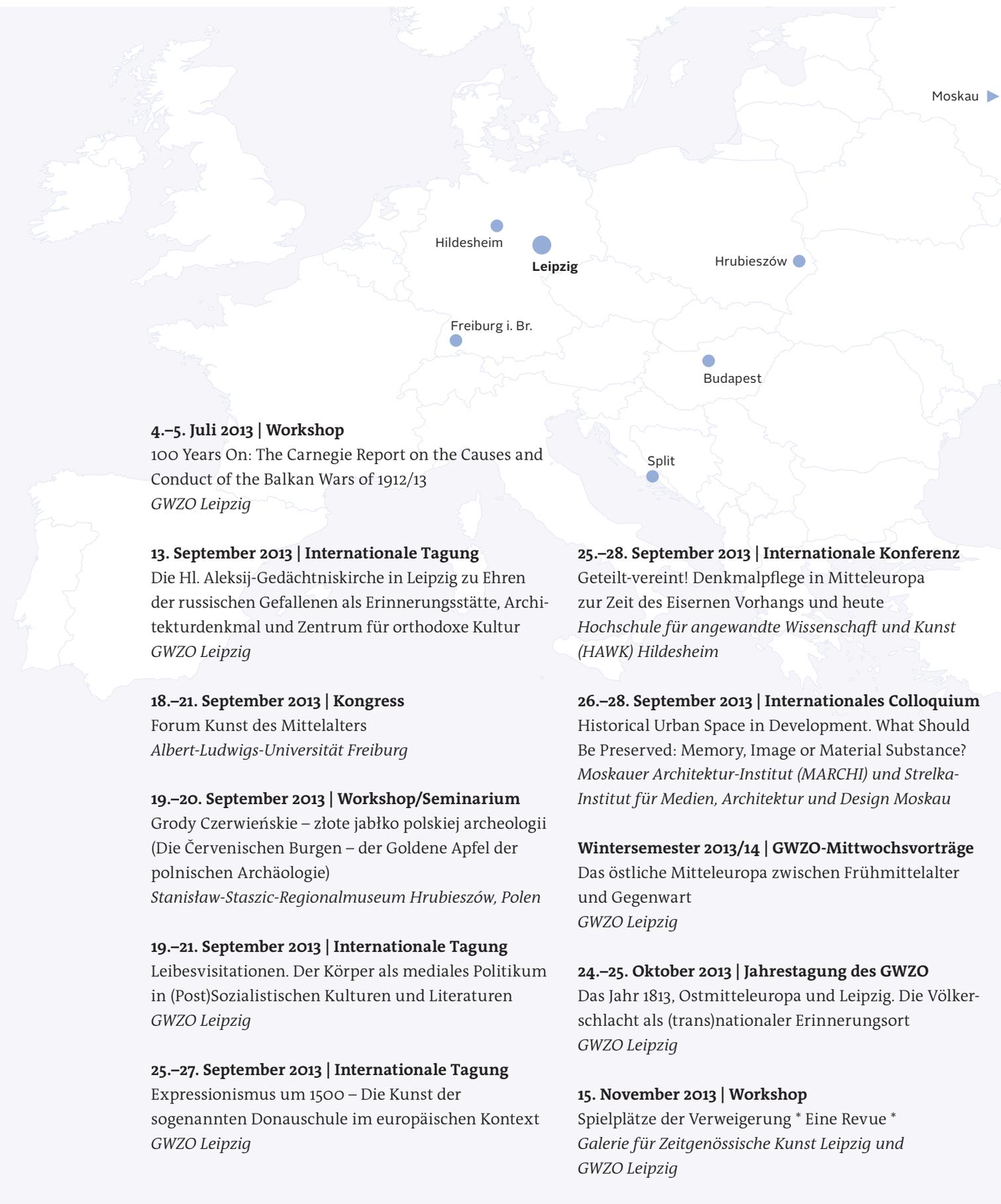
Doing Culture under State-Socialism: Events, Actors and Interconnections. *Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig und GWZO Leipzig*

27. Juni 2013 | Workshop

Christentum und Herrschaftszentrum im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa
GWZO Leipzig

28.–29. Juni 2013 | Internationale Tagung

Kurort als Tat- und Zufluchtsort: konkurrierende Erinnerungen im mittel- und osteuropäischen Raum im 19. und 20. Jahrhundert
GWZO Leipzig



4.–5. Juli 2013 | Workshop

100 Years On: The Carnegie Report on the Causes and Conduct of the Balkan Wars of 1912/13
 GWZO Leipzig

13. September 2013 | Internationale Tagung

Die Hl. Aleksij-Gedächtniskirche in Leipzig zu Ehren der russischen Gefallenen als Erinnerungsstätte, Architekturdenkmal und Zentrum für orthodoxe Kultur
 GWZO Leipzig

18.–21. September 2013 | Kongress

Forum Kunst des Mittelalters
 Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

19.–20. September 2013 | Workshop/Seminarium

Grody Czerwieńskie – złote jabłko polskiej archeologii (Die Červenischen Burgen – der Goldene Apfel der polnischen Archäologie)
 Stanisław-Staszic-Regionalmuseum Hrubieszów, Polen

19.–21. September 2013 | Internationale Tagung

Leibesvisitationen. Der Körper als mediales Politikum in (Post)Sozialistischen Kulturen und Literaturen
 GWZO Leipzig

25.–27. September 2013 | Internationale Tagung

Expressionismus um 1500 – Die Kunst der sogenannten Donauschule im europäischen Kontext
 GWZO Leipzig

25.–28. September 2013 | Internationale Konferenz

Geteilt-vereint! Denkmalpflege in Mitteleuropa zur Zeit des Eisernen Vorhangs und heute
 Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst (HAWK) Hildesheim

26.–28. September 2013 | Internationales Colloquium

Historical Urban Space in Development. What Should Be Preserved: Memory, Image or Material Substance?
 Moskauer Architektur-Institut (MARCHI) und Strelka-Institut für Medien, Architektur und Design Moskau

Wintersemester 2013/14 | GWZO-Mittwochsvorträge

Das östliche Mitteleuropa zwischen Frühmittelalter und Gegenwart
 GWZO Leipzig

24.–25. Oktober 2013 | Jahrestagung des GWZO

Das Jahr 1813, Ostmitteleuropa und Leipzig. Die Völkerschlacht als (trans)nationaler Erinnerungsort
 GWZO Leipzig

15. November 2013 | Workshop

Spielplätze der Verweigerung * Eine Revue *
 Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig und
 GWZO Leipzig

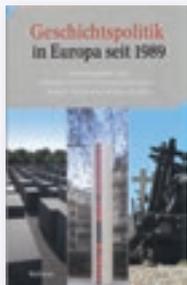
Publikationen

Im Folgenden ist eine Auswahl der 2013 erschienenen eigenständigen Schriften von Mitarbeitern des GWZO aufgelistet, Sammelbände und Kataloge sowie die Jahresvorlesung. Ein vollständiges und regelmäßig aktualisiertes Verzeichnis auch der kleineren Schriften der Institutsmitarbeiter findet sich auf der Homepage www.uni-leipzig.de/gwzo.



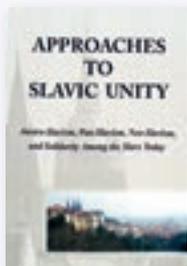
Geschichte der Slavia Asiatica. Quellenkundliche Probleme.

Hg. v. Christian Lübke, Ilmira Miftakhova und Wolfram von Scheliha. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013, 260 S.



Geschichtspolitik in Europa seit 1989. Deutschland, Frankreich und Polen im internationalen Vergleich.

Hg. v. Etienne François, Kornelia Kończal, Robert Traba und Stefan Troebst. Göttingen: Wallstein Verlag, 2013 (Moderne Europäische Geschichte 3), 560 S.



Approaches to Slavic Unity. Austro-Slavism, Pan-Slavism, Neo-Slavism, and Solidarity Among the Slavs Today.

Hg. v. Krzysztof A. Makowski und Frank Hadler. Poznań: Zakład Graficzny UAM, 2013, 177 S.



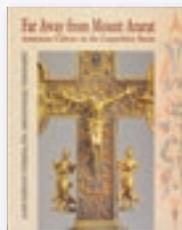
Rauben, Plündern, Morden – Nachweis von Zerstörung und kriegerischer Gewalt im archäologischen Befund.

Hg. v. Orsolya Heinrich-Tamáska. Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2013, 376 S.



Künstler der Jagiellonen-Ära in Mitteleuropa.

Hg. v. Jiří Fajt und Markus Hörsch. Ostfildern: Thorbecke-Verlag, 2013 (Kompass Ostmitteleuropa 2, Kritische Beiträge zur Kulturgeschichte), 600 S.



Far Away from Mount Ararat. Armenian Culture in the Carpathian Basin.

Hg. v. Bálint Kovács und Emese Pál. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013, 184 S.



Agrarismus und Agrarreliten in Ostmitteleuropa.

Hg. v. Eduard Kubů, Torsten Lorenz, Uwe Müller und Jiří Šouša. Praha: Verlag Dokořán/Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2013, 686 S.



Macht des Goldes, Gold der Macht. Herrschafts- und Jenseitsrepräsentation zwischen Antike und Frühmittelalter im mittleren Donauraum.

Akten des 23. Internationalen Symposiums der Grundprobleme der frühgeschichtlichen Entwicklung im mittleren Donauraum, Tengelic, 16.–19.11.2011. Hg. v. Matthias Hardt und Orsolya Heinrich-Tamáska. Weinstadt: Verlag Bernhard Albert Greiner, 2013 (Forschungen zu Spätantike und Mittelalter 2), 544 S.



Omnia vincit labor? Narrative der Arbeit – Arbeitskulturen in medialer Reflexion.

Hg. v. Torsten Erdbrügger, Ilse Nagelschmidt und Inga Probst. Berlin: Frank & Timme Verlag, 2013, 467 S.



Konturen der Subjektivität in den Literaturen Ostmitteleuropas im 20. und 21. Jahrhundert.

Hg. v. Valéria Lengyel. Hildesheim–Zürich–New York: Georg Olms Verlag, 2013 (Westostpassagen – Slawische Forschungen und Texte 18), 278 S.



Institutionenwandel und Rechtstransfer im 20. Jahrhundert.

Hg. v. Stefan Troebst und Hannes Siegrist. Marburg–Leipzig: Herder-Institut, 2013 (= Themenheft der Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 61/3 [2012]), 151 S.



Verbrechen – Fiktion – Vermarktung: Gewalt in den zeitgenössischen slawischen Literaturen.

Hg. v. Laura Burlon, Nina Frieß, Katarzyna Róžańska und Peter Salden. Potsdam: Potsdamer Universitätsverlag, 2013, 432 S.



Reden und Schweigen über religiöse Differenz. Tolerieren in epochenübergreifender Perspektive.

Hg. v. Dietlind Hüchtker, Yvonne Kleinmann und Martina Thomsen. Göttingen: Wallstein Verlag, 2013, 280 S.

Oskar-Halecki-Vorlesung / Jahresvorlesung



Riga's Capital Modernism.

Von Steven A. Mansbach. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013 (Oskar-Halecki-Vorlesung 11), 80 S.



Mittleuropäische Raum(ge)schichten. Ein Querschnitt durch Budapest.

Von Ákos Moravánszky. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013 (Oskar-Halecki-Vorlesung 10), 36 S.



Secrets and Truths. Knowledge Practices of the Romanian Secret Police.

Von Katherine Verdery. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013 (Oskar-Halecki-Vorlesung 9), 64 S.

Abbildungsnachweise

- S. 2/3** Fotograf: Frank Bernhard Übler.
- S. 4–7** Photos: Christian Forster.
- S. 8** A Seuso-kincs és Pannonia. Hg. v. Zsolt Visy. Pécs 2012.
- S. 9** Karte: Lisa Goldmann. Nach: Die „Josephinische Aufnahme“: Die erste militärische Vermessung. Königtum Ungarn. DVD. © Arcanum Adatbázis Kft.
- S. 10** Graphik: Krisztian Kolozsvári. VISY, Zsolt: Geschichtliche Probleme des Seuso-Schatzes. In: Macht des Goldes, Gold der Macht. Hg. v. Matthias HARDT und Orsolya HEINRICH-TAMÁSKA. Weinstadt 2013, 55–62, hier Abb. 1, 57.
- S. 11** Photo: Magyar Nemzeti Múzeum Budapest.
- S. 13** Photo: Bayerische Staatsbibliothek.
- S. 14** (1) LABUDA, Adam S.: Porta Regia. Drzwi Gnieźnieńskie. Gniezno 1998, 4. – (2) Ebd. 163/164.
- S. 15** Photo: Ursula Wohmann. © Landesamt für Archäologie Sachsen.
- S. 16** Karte: N. Döhlert. Arbeits- und Forschungsberichte zur Sächsischen Bodendenkmalpflege 50, 2008. Landesamt für Archäologie. Dresden 2009, 223.
- S. 17** LOMBARD, Maurice: The Golden Age of Islam. Amsterdam/Oxford 1975, 197.
- S. 21** (1) <http://www.railwaywondersoftheworld.com/poland.html>. – (2) <http://www.skyscrapercity.com/showthread.php?t=488214>.
- S. 25** Jan Masaryk. Jak jsme ho znali. Praha 1948, o. S.
- S. 26–28** Photos: Frank Hadler.
- S. 31** © Bundesarchiv.
- S. 32** © Archiwum Fotografii Ośrodka KARTA.
- S. 34** (1) NICHOLAS, Lynn H.: The Rape of Europa. New York 1994, 413. – (2) BŹDZIACH, Klaus: Wspaniały krajobraz – Artyści i kolonie artystyczne w Karkonoszach w XX wieku. Berlin 1999, 271.
- S. 35** Photo: Árpád Kurucz.
- S. 36** (1) und (2) © József Pintér. Mit freundlicher Genehmigung des Graphikers.
- S. 37** Photo: Lenke Szilágyi.
- S. 39** © Orsi Horváth.
- S. 40/41** Oskár Čepan, *Alžbeta Báthoryčka*. Collage, Papier, 1981. Slowakisches Nationalmuseum für Literatur/Slowakische Nationalbibliothek Martin.
- S. 42/43** (1) und (2) Photos: Ute Raßloff. (3) Imrich Weiner-Král, *Trenčín*, 1961–1962. Slowakische Nationalgalerie Bratislava. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 44** *Báthory*. © Jakubisko Film.
- S. 45** (1) Photo: Ute Raßloff. (2) Štefan Bednár, *Sútok Oravy s Váhom*, 1943. Slowakische Nationalgalerie Bratislava. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 46/47** Photos: Ute Raßloff.
- S. 48/49** Photos: Michael G. Esch.
- S. 50/51** (1) Photo: Archiv des Instituts für Geschichte der materiellen Kultur. St.-Petersburg 1899. (2) Photo: Marina Dmitrieva.
- S. 53** *Kavkazskij plennik*. © B. G. Production.
- S. 56** (1) Photo: Städel Museum Frankfurt/M. – (2) Photo: bpk – (3) Photo: Radovan Boček.
- S. 57** (1) Photo: Christoph Sandig. – (2) Photo: Gerald Raab. JH.Inc.typ.IV.340, fol. 67v/68r. Staatsbibliothek Bamberg.
- S. 58** (1) und (2) Photos: Radovan Boček. (3) Photo: Martin Frouz. Sammlung Nationalmuseum Prag.
- S. 63** Photo: Jerzy Andrzejewski. Aus den Sammlungen des Archivs der Erzdiözese Gnesen.
- S. 65** Entwurf: Franziska Becker.
- Umschlag** Specks Hof. Fotograf: Karsten Thormaehlen. Mit freundlicher Genehmigung.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

Impressum

Mitropa	Jahresheft des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. (GWZO) an der Universität Leipzig
Herausgeber	Christian Lübke / Stefan Troebst / Christine Gölz
Redaktion	Christine Gölz / Iris Bauer
Korrektorat	Madlen Benthin
Gestaltung	Plural Design Severin Wucher
Papier	GSO Perlweiß von Geese Papier
Herstellung	hausstätter
Druck	vierC
Bezug	GWZO Leipzig Specks Hof, Reichsstraße 4–6 D-04109 Leipzig Telefon (0341) 9735560 Fax (0341) 9735569 gwzo@uni-leipzig.de www.uni-leipzig.de/gwzo
E-Mail	mitropa@uni-leipzig.de
ISSN	2191-1401

Redaktioneller Hinweis

Auf die Doppelnennung femininer und maskuliner Formen (z. B. Kolleginnen und Kollegen) als Form der sprachlichen Gleichstellung wurde aus sprachökonomischen und stilistischen Gründen verzichtet. Stattdessen haben wir uns für die Verwendung von Kurzformen im Plural entschieden (Mitarbeiter, Autoren, Kollegen, Wissenschaftler).





GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

STAATSMINISTERIUM
FÜR WISSENSCHAFT
UND KUNST



Freistaat
SACHSEN